Das Fotoalbum Konradviertel

1. Das Fotoalbum

Kunstprojekt für einen Stadtteil
von Thomas Neumaier

2. Konradviertel

Geschichte(n) eines Stadtteils
von Stefanie Roloff

1. **Das Fotoalbum**

Kunstprojekt für einen Stadtteil
von Thomas Neumaier

2. **Konradviertel**

Geschichte(n) eines Stadtteils
von Stefanie Roloff

Gewidmet den Bewohnern
des Konradviertels

INHALT

S. 4 Vorworte

S. 7 1. KATALOG
DAS FOTOALBUM – Kunstprojekt für einen Stadtteil von Thomas Neumaier

S. 10 Ein Projekt in der Stadt, zwischen Kunst, Erinnerungskultur und Sozialarbeit
von Siegfried Dengler

S. 18 DAS FOTOALBUM – ausgewählte Fototafeln

S. 60 Ausstellungsverzeichnis (Auswahl)

S. 63 2. CHRONIK
Konradviertel – Geschichte(n) eines Stadtteils von Stefanie Roloff

S. 64 Einleitung

S. 68 Das Konradviertel im Überblick

S. 72 Im Ingolstädter Nordviertel entsteht das Königlich Bayerische Hauptlaboratorium

S. 85 Vom Barackenviertel zum Bauboom

S. 106 Zurück zur Natur

S. 120 „Oh, das war schlimm!" – Die Folgen des Zweiten Weltkriegs

S. 126 Aufbau – Wohnungsnot und Wandel nach dem Krieg

S. 140 Buntes Konradviertel – Der Weg in die Moderne

S. 154 Anhang

VORWORTE

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Blickt man auf die Siedlungsgeschichte des Konradviertels zurück, dann ist dies nicht nur eine Geschichte von Gebäuden und Wohnungen – es ist vielmehr eine Geschichte der Menschen, die ihr Schicksal in die eigene Hand nahmen und sich ihr Zuhause in diesem besonderen Stadtteil schufen.

Von den ersten „industriellen“ Betrieben, der „Königlich Bayerischen Geschützgießerei und Geschoßfabrik“ und dem von München nach Ingolstadt verlegten „Königlich Bayerischen Hauptlaboratorium“, das 1883 etwa drei Kilometer nordöstlich der Altstadt damals auf freiem Feld seinen Betrieb aufnahm, ist es ein weiter Weg bis zum heutigen pulsierenden Konradviertel mit seinen rund 3.700 Einwohnern und den vielfältigen attraktiven Angeboten zum Wohnen, Leben und Arbeiten.

Seit dem Start der Gebietssanierung „Soziale Stadt – Konradviertel“ im Jahr 2006 hat die Stadt Ingolstadt zusammen mit den beiden großen Wohnungsunternehmen, der städtischen Gemeinnützigen Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH und dem überregional tätigen St. Gundekarwerk viele neue zusätzliche Impulse gesetzt und gefördert. Dadurch konnten eine beachtliche Zahl bestehender Gebäude renoviert, neue Wohngebäude errichtet, quartiersverstärkendes Gewerbe und Dienstleistungen gehalten und Gemeinschaftseinrichtungen wie Stadtteiltreff, Bewohnercafé oder Jugendtreff im Nordpark den Anwohnern zur Nutzung übergeben werden.

Ich wünsche mir, dass Sie alle „Ihr“ Konradviertel als einen Stadtteil erleben, der zu seiner Geschichte steht und der unverändert lebens- und liebenswerte Heimat für viele Bürgerinnen und Bürger ausstrahlt.

Dr. Alfred Lehmann
Oberbürgermeister

Liebe Bewohner und Freunde des Konradviertels!

Fährt man von der Autobahn München – Nürnberg (A 9) auf der Goethestraße in Richtung „Stadtmitte“, wird man nach wenigen Metern von einem neu gestalteten Wohn- und Geschäftsquartier umfangen: Ohne Zweifel, das in die Jahre gekommene Siedlungsgebiet „Konradviertel“ hat eine Verjüngungskur erhalten.

Vor der Errichtung der Wohnsiedlung befand sich an dieser Stelle ein Militärgelände. Die Erschließungsstraße wurde damals zusammen mit den Wohnungen neu angelegt und das Gebiet in den Originalplänen von 1948 als „Goetheplatz“ bezeichnet. Heute ist der gesamte Straßenzug als Goethestraße benannt.

Bereits 1998 begann die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft, schon lange vor dem Start des Projekts „Soziale Stadt – Konradviertel“, mit der Wiederaufbereitung des Wohnquartiers. Dabei war jedoch von Anfang an klar, dass die bestehende intakte städtebauliche Struktur mit ihren großzügigen gemeinschaftlich genutzten Innenhöfen weitgehend erhalten bleiben sollte.

Heute, kurz vor Abschluss des umfangreichen baulichen Erneuerungsprozesses präsentiert sich das Konradviertel mit modernen Wohn- und Geschäftsgebäuden in seiner nahezu unveränderten Siedlungsstruktur.

Bei all diesen Veränderungen gilt es dennoch, den Blick zurück nicht zu verlieren. Mit der vorliegenden Chronik soll ein Einblick in die sehr bewegte und spannende Entwicklungsgeschichte des Konradviertels erhalten bleiben.

Peter Karmann
Geschäftsführer
der Gemeinnützigen Wohnungsbau-
Gesellschaft Ingolstadt GmbH

1.

Das Fotoalbum

Kunstprojekt für einen Stadtteil

von Thomas Neumaier

DAS FOTOALBUM

Bewohner des Konradviertels haben private Fotos zur Verfügung gestellt. Diese Bilder erzählen Geschichten, hinter denen die Geschichte des ganzen Stadtteils zum Vorschein kommt.

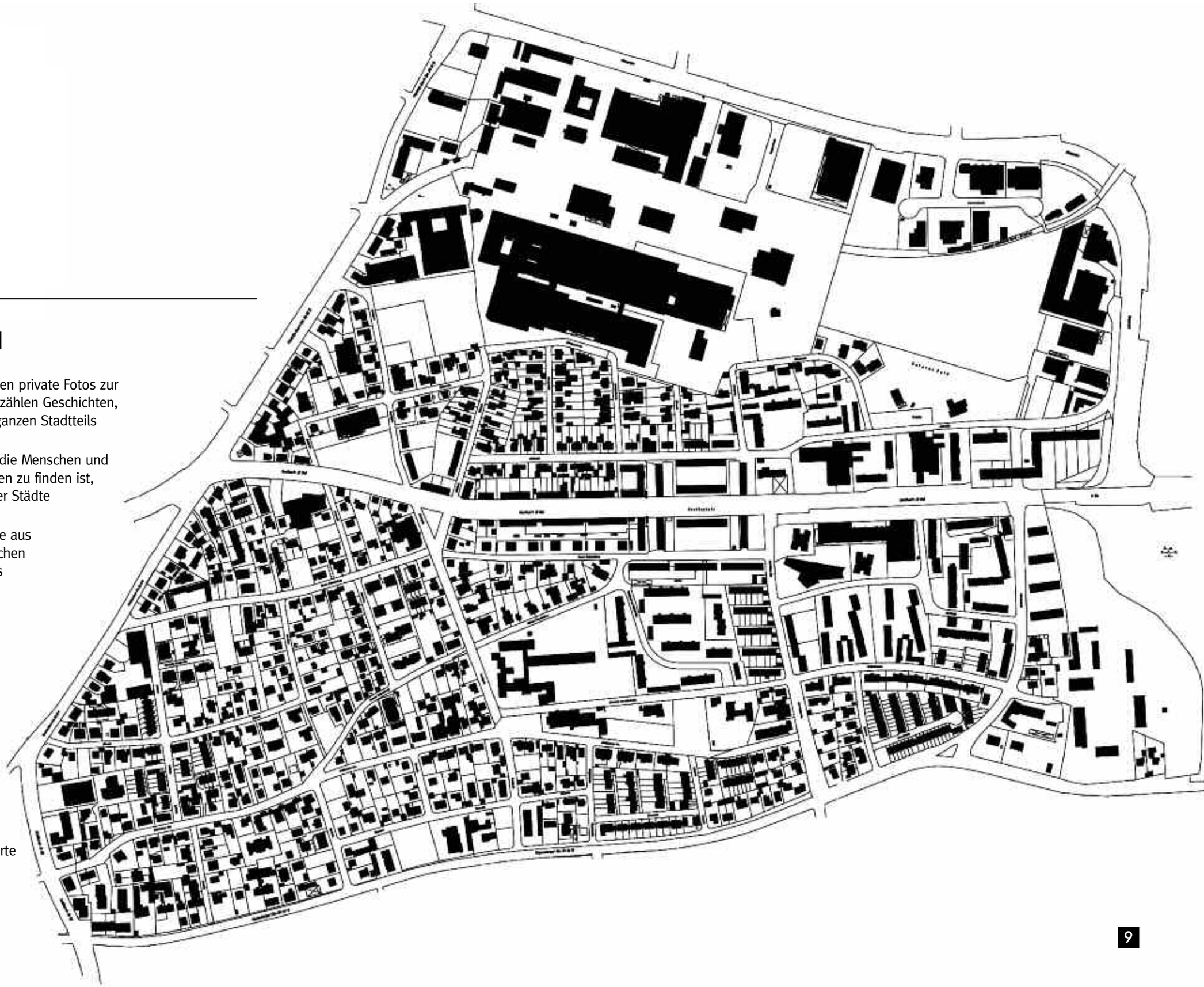
Denn während die Erinnerung an die Menschen und ihre Geschichte in den Innenstädten zu finden ist, gerät sie in den Außenbezirken der Städte oft in Vergessenheit.

DAS FOTOALBUM zeigt Ausschnitte aus den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen des Konradviertels über viele Jahrzehnte: seine Industriegeschichte, die Geschichte seiner Gebäude, seine Rituale und den Alltag seiner Bewohner.

Aus der Vergessenheit geholt, werden die privaten Fotos durch ihre Veröffentlichung zum lebendigen Gedächtnis des Stadtviertels.

Auf dem Goetheplatz zeigt eine Litfaßsäule die Standorte der Fototafeln.

Eine Auswahl der Fototafeln zeigt dieser Katalog. Soweit die Standorte schon festgelegt waren, sind sie hier angegeben.



Position: Dörflerstraße 12

DAS FOTOALBUM

Ein Projekt in der Stadt, zwischen Kunst, Erinnerungskultur und Sozialarbeit

Was ist eine „Soziale Stadt“, was ist das Konradviertel, was macht eigentlich ein Künstler, was ist ein Fotoalbum und – warum soll das im Stadtquartier veröffentlicht werden?

Die Stadt

Wenn Stadtplaner von der Stadt sprechen, dann sollte einer gemeinsamen Basis willen dieser Begriff geklärt werden. Der Soziologe Walter Siebel schlägt fünf Merkmale vor, die die Städte, die sich seit dem 11. Jahrhundert in Europa entwickelt haben, charakterisieren:

1. Präsenz von Geschichte, in der europäischen Stadt ist die moderne Gesellschaft entstanden, in ihr kann sich der Bürger seiner Geschichte vergewissern, die europäische Stadt ist im Sinne von Emile Durkheim Teil des „kollektiven Bewusstseins“ [1], häufig spricht man heute auch vom kollektiven Gedächtnis und vom kulturellen Gedächtnis.
2. Hoffnung auf Emanzipation, europäische Stadtgeschichte ist Emanzipationsgeschichte, verknüpft mit den Freiheiten der Anonymität und Toleranz.
3. Urbane Lebensweise, städtische Lebensweise unterscheidet sich von der auf dem Lande u.a. durch Auseinandertreten von Öffentlichkeit und Privatheit.
4. Gebaute Gestalt, die gebaute Stadt als Symbol der urbanen Lebensweise mit ihren Merkmalen wie Rathaus, Markt und Kirche, Gebäuden, Straßen und Plätzen.
5. Geplante Stadt, entgegen häufiger Annahme sind europäische Städte nicht mehr oder weniger zufällig entstanden und organisch gewachsen. Sie sind Ergebnis bewusster, zielgerichteter Entscheidungen.[2]

Untrennbar verbunden mit dem Begriff der „Europäischen Stadt“ ist der Begriff der „Urbanität“. Urbanität bezeichnet Verhaltensweisen wie „kulturelle Aufgeschlossenheit“ oder einen „ungezwungenen, verbindlichen und aufgeklärten Umgang“. Urbanität ist dabei keineswegs alleine Sache gebildeter Schichten, sondern vielmehr etwas alltägliches. Zur Urbanität gehört Aufgeschlossenheit und Toleranz gegenüber anderen.[3] Paul Hans Bahrt hat das für die bürgerliche Gesellschaft typische Gegenüber von Öffentlichkeit und Privatheit, von Markt/Straße/Platz und Betrieb/Wohnung zur Grundlage seiner Definition von Stadt gemacht.[4] Urbanität hat zu tun mit Lebensweise, Lebensstil, äußeren Merkmalen von Orten, mit Kultureinrichtungen, ebenso mit dem Gegensatz von Stadt und Land, von Zentrum und Peripherie, mit Dichte, mit der Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit.[5] Häußermann und Siebel haben in Bezug auf Urbanität unter anderem folgende Ansprüche formuliert: Überwindung sozialer Ungerechtigkeit, Partizipation, Nebeneinander von Kulturen (Stadt als Ort der Begegnung mit dem und den Fremden, der Mischung der Stile und Kulturen), Versöhnung mit Natur, Präsenz der Geschichte, neue Einheit des Alltags, Offenhalten von Widersprüchen.[6]

---

[1] Durkheim, König 2007
[2] ausführlich: Humpert, Schenk 2001
[3] Feldtkeller 1995
[4] Bahrdt, Herlyn 2006
[5] Wittkämper 1994
[6] Häußermann, Siebel 1992, S.33

Merkmal der Europäischen Stadt ist zudem der öffentliche Lebensraum, die Stadt ist vom öffentlichen Raum aus gedacht. Dies bedeutet, dass alles, was vor der Allgemeinheit erscheint, für jedermann sichtbar ist und ihm dadurch die größtmögliche Öffentlichkeit zukommt.

Dass etwas erscheint und von uns und anderen wahrgenommen werden kann, bedeutet, dass ihm Wirklichkeit zukommt. Der Begriff der Öffentlichkeit bezeichnet nach Hannah Arendt die Welt selbst, sofern sie das Gemeinsame darstellt und sich dadurch vom Privaten unterscheidet.

„Die Polis war die Antwort auf die Erfahrungen, die vor ihrer Entstehung gemacht worden waren, und sie beruhte von Anfang bis Ende auf der Grundüberzeugung, daß menschliches Zusammenleben nur darum und in dem Maße sinnvoll ist, als es aus einem 'Teilnehmen und Mitteilen von Worten und Taten' besteht." [7]

Wir brauchen den öffentlichen Raum, um uns selbst und die anderen wahrnehmen zu können, er gehört uns allen, in ihm begegnen wir uns und teilen uns mit, in ihm entwerfen wir unser Lebensmodell für den Alltag.[8] Auch davon handelt „Das Fotoalbum".

Die Soziale Stadt

Das Städtebauförderungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt" des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und der Länder wurde im Jahr 1999 mit dem Ziel gestartet, eine „Abwärtsspirale" in benachteiligten Stadtteilen aufzuhalten und die Lebensbedingungen vor Ort zu verbessern. Die „Soziale Stadt" startete im Bundesgebiet im Jahr 1999 mit 161 Stadtteilen in 124 Gemeinden. 2009 sind es bereits 571 Gebiete in 355 Gemeinden.[9]

Kleinräumige Segregation führt seit den 1990er Jahren in vielen Städten zu selektiven Auf- und Abwertungen von Wohngebieten. Dadurch entwickelten sich auch benachteiligte Stadtteile. Diese sind meist durch komplexe Problemlagen in den Bereichen Städtebau und Umwelt, infrastrukturelle Ausstattung, Lokale Ökonomie, Soziales, Integration und nachbarschaftliches Zusammenleben sowie Imagebildung charakterisiert. Das Programm Soziale Stadt reagiert darauf mit einem integrierten Ansatz zur Quartiersentwicklung.

Dem breiten Spektrum der Probleme stehen aber auch erhebliche Potenziale gegenüber. Dies spiegelt sich in den Handlungsfeldern zahlreicher Maßnahmen und Projekte, die zur Lösung der Probleme und Erschließung der Potenziale eingesetzt werden. Maßnahmen und Projekte lassen sich einem Katalog Handlungsfeldern zuordnen, ihre Planung und

[7] Arendt 2010, S. 247
[8] Vgl. Dachwald Matthias 2009
[9] Artikel 104b Grundgesetz, § 171e Baugesetzbuch, die jährlich abzuschließende Verwaltungsvereinbarung zwischen Bund und Ländern, der „Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative 'Soziale Stadt'" sowie Verwaltungsvorschriften, Richtlinien, Erlasse, Arbeitshilfen, Ausschreibungen und weitere Veröffentlichungen der Bundesländer sind wesentliche Grundlagen des Programms Soziale Stadt. Die Finanzierung des Programms erfolgt gemeinsam durch Bund, Länder und Kommunen.

Realisierung werden durch die eher instrumentell-strategischen Handlungsfelder (Integrierte Entwicklungs- bzw. Handlungskonzepte, Ressourcenbündelung, Quartiermanagement, Aktivierung und Beteiligung, Evaluierung und Monitoring) gestützt.[10]

Sinn des Programms ist es, das bürgerschaftliche Engagement zu fördern, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken und die Lebenssituation der Menschen zu verbessern. Von zentraler Bedeutung ist hierbei das Thema Integration. Es handelt sich hierbei um ein (nicht nur in Ingolstadt) äußerst erfolgreiches Programm, das aber dennoch aktuell von finanziellen Kürzungen bedroht ist.[11] Der Bund förderte das Programm 2010 mit 590 Millionen Euro, 2011 sind 455 Millionen Euro vorgesehen, für 2012 265 Millionen Euro. In Bayern stehen dieses Jahr 7,9 Millionen Euro zur Verfügung.[12] Der Erfolg des Programms ist u.a. auch darauf zurückzuführen, dass nicht nur – wie bisher in den meisten Förderprogrammen üblich – investive Maßnahmen gefördert werden, sondern auch Projekte aus dem sozialen und kulturellen Bereich.

In der Chronik des Konradviertels werden die wichtigsten Fakten ausführlich dargestellt. Die im integrierten Handlungskonzept definierten Ziele für das Konradviertel beziehen sich auf die Gestaltung des Öffentlichen Raumes, auf das Thema Wohnen und Wohnumfeld und auf Aktivitäten, die der Integration und der Identifikation dienen. Die Integration aller Bevölkerungsgruppen – unabhängig von Alter und Nationalität – soll auf allen Ebenen im Viertel gefördert, die Alltagssituation und das Zusammenleben durch Aktivierung sozialer und kultureller Aktivitäten bereichert werden.

Kunst und Kultur in der Stadt

Was leistet die Kunst im Kontext der Stadt? Eine nicht unübliche Sichtweise sieht folgendermaßen aus:
Künstler machen Kunst. Wenn sie bildende Künstler sind, dann malen sie Bilder oder schaffen Skulpturen. Vielleicht fotografieren sie auch. Die Ergebnisse ihres Schaffensprozesses kann man in Ausstellungen, Galerien oder in privaten Räumen besichtigen. Manches auch in Museen. Dann kann man davon ausgehen, dass es sich um einen renommierten, einen bedeutenden Künstler handelt. Oft wird Kunst mit Dekoration gleichgesetzt.

Stellt man Kunst in einen etwas erweiterten Bezugsrahmen, nämlich den der Kultur, finden sich folgende Definitionsversuche:[13]

Hall:	„Kultur ist ein System zur Produktion, Übermittlung, Speicherung und Verarbeitung von Informationen." Hall, Edward T./Mildred Hall (1983): Verborgene Signale. Hamburg (Gruner und Jahr).
Duden:	Kultur ist die „Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Äußerungen einer Gemeinschaft." Duden Bd. 10 (1985): Das Bedeutungswörterbuch, Mannheim.
Rehbein:	Kultur ist „reproduktives Wissen größerer gesellschaftlicher Einheiten, von Klassen, Regionen bis hin zur Nation oder Nationalität. Ein Ensemble von Vorstellungen, Denkweisen

[10] Bundesministerium für Verkehr 2011
[11] Wispler 2011
[12] Herrmann 2011
[13] Krempl 1998

und anderen Wissenstypen in historisch standardisierter Form.” Rehbein, J. (Hg.) (1985): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen.

Hofstede: „Culture is to a human collective what personality is to an individual.” Hofstede, Geert (1988): Cultures consequences. International Differences in Work Related Values. Beverly Hill et al.

Posner: „Kulturen sind Zeichensysteme; sie erfordern von den Lebewesen die Fähigkeit zum Vollzug von Zeichenprozessen spezieller Art und bringen ihnen den Vorteil, daß sie bei der Bewältigung ihrer Lebensprobleme zusätzlich zu der durch den genetischen Kode vererbten Information auf die Lebenserfahrungen ihrer unmittelbaren Vorfahren und Zeitgenossen zurückgreifen können.”

Kultur kann also auch als Mittel zur Problembewältigung von menschlichen Gruppen eingesetzt werden.

> „[...] culture is the way in which a group of people solves problems and reconciles dilemmas.”[14]

So betrachtet erscheint es naheliegend zu sein, Kunst und Kultur bei der Lösung von Problemstellungen zu Rate zu ziehen.

Ist es schon unmöglich den Begriff Kultur eindeutig und abschließend zu definieren, so ist es für den Begriff der Kunst annähernd aussichtslos. Andreas Mäckler hat auf die Frage „Was ist Kunst“ [15] 1460 Antworten zusammengetragen. Für Theodor W. Adorno sind Kunstwerke durch eine „bestimmte Unbestimmbarkeit“ charakterisiert, sie drücken etwas aus, aber gleichzeitig verbergen sie etwas. Kunst sei „autonom und fait social“, also eine soziale Tatsache.[16]

1976 stellt Niclas Luhmann, der Wegbereiter der Systemtheorie, die Frage: „Ist Kunst kodierbar?“. Hinter dieser Frage steht die These, dass Kunst sich im Unterschied zu wirtschaftlichen, politischen oder wissenschaftlichen Operationen durch spezifische Codierung ihrer Kommunikation auszeichnet. Luhmann beschreibt Kunst auch als soziales System, dessen Operation die Kommunikation ist.[17] Für Luhmann war es immer eine Aufgabe der Kunst, Weltbeschreibungen zu liefern oder Formeln für die Welt anzubieten, die nicht mit dem übereinstimmen, was sowieso schon da ist. Franz Xaver Bayer betrachtet den Lebensraum als Material der Kunst.[18] Für ihn sind Kunstwerke im Lebensraum „Teile von Kommunikationsstrukturen und keine Dinge an Möglichkeiten“.[19]

[14] Trompenaars, Hampden-Turner 1997
[15] Mäckler 2003
[16] Adorno 1981
[17] Luhmann, Werber 2008
[18] Bayer 2008
[19] Bayer 2008, S. 87

DAS FOTOALBUM – ein Kunstprojekt in der Stadt, im Konradviertel

Album, lateinisch: „die weiße Tafel“, ursprünglich bei den Römern geweißte Holztafel zur Auf-zeichnung behördlicher Bekanntmachungen.[20] Ein Fotoalbum ist ein Album zum Sammeln, Ordnen und Aufbewahren von Fotografien und ist häufig im privaten Bereich anzutreffen.[21] Ein Album stellt eine Form eines Archives dar. Ein zentrales Motiv künstlerischer Arbeit kann das Bedürfnis des Sammelns und Archivierens, verbunden mit der Vorstellung von der Überwindung der Zeit sein. Archive dokumentieren Zeitgeschehen und Lokalität, sie sind durch die Art ihrer Beschaffenheit gleichzeitig Zeiterscheinung, Gesellschaftsspiegel und Dokument. Künstler sammeln und archivieren unter Aspekten, die der Eigenschaft ihrer Profession unterliegen: Sie konzentrieren sich auf das, was ihrer Neugier, Faszination und ihren selbstgestellten „Forschungsvorhaben“ unterliegt. Ein Archiv kann auch als Gedächtnis-speicher bezeichnet werden. Bereits Ende der 1950er Jahre begann unter Künstlern in Folge der künstlerischen Rezeption Marcel Duchamps eine Archivierungstätigkeit in Form von Spurensuche im Alltag. Relikte des Lebens und seine Umgebung traten in das Zentrum der Aufmerksamkeit.[22] Gerade die Fotografie eignet sich zur Speicherung von Erinnerungen.

Das Konradviertel mit seinen knapp 4.000 Einwohnern, nordöstlich der Ingolstädter Altstadt gelegen ist ein Quartier, welches im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ einer Aufwertungsstrategie unterzogen wird. Die Bewohnerstruktur – nur etwa die Hälfte der Bevölkerung ist ohne Migrationshintergrund – lässt die Frage nach der Geschichte des Stadtteils, der Bevölkerung, deren Herkunft aufkommen.

Der Künstler Thomas Neumaier rief die Bewohner auf, Fotoaufnahmen aus dem Alltagsleben zur Verfügung zu stellen. Diese werden, eingescannt und vergrößert, an unterschiedlichen Orten im Gebiet, insbesondere an Hausfassaden, Brandwänden, Mauern und „Unorten“ präsentiert. Eine Kunstproduktion mit Bezug zum Ort, zum Quartier, zu seinen Bewohnern. Durch die Einbeziehung des Betrachters und der Betrachterin wird versucht in Prozesse der Stadtentwicklung einzugreifen.
Kunst wird hierbei nicht, oder nicht nur, als Resultat, als Konzept und Intervention verstanden, sondern als Prozess. Der Künstler verlässt damit den „white cube” der Galerien und Museen, er integriert den realen und konkreten Ort in die künstlerische Bearbeitung, dieser wird sowohl räumlich-physisch als auch sozial-kulturell verstanden. Die Kunst Neumaiers richtet sich damit direkt an die Bewohner und Bewohnerinnen und möchte ihnen damit eine stärkere Identifikation mit ihrem Wohnumfeld ermöglichen.[23]

Kunst und Kultur wirken anders, anders als das, was wir üblicherweise in unserer Alltagswelt kennen und wahrnehmen. Kunst ist in der Lage Prozesse zu kommentieren, zu dokumentieren, aber auch zu initiieren. Das Potential guter Kunst, deren Wirkmächtigkeit wird oft unterschätzt. Kunst wirkt subtil und nachhaltig. Eine geglückte Kunstaktion ist in der Lage neue Sichtweisen zu eröffnen, neue Identitäten zu erzeugen. Kunstwerke im öffentlichen Raum sind immer Teile von Kommunikationsstrukturen. Kunst, insbesondere die Kunst

[20] F.A.Brockhaus GmbH 2001
[21] Wikipedia

im öffentlichen Raum und deren Sonderform, die „New Public Art“ unterbricht die den Alltag beherrschenden Routineprozesse. Die Kunst Neumaiers besteht darin, eine komplette, eine komplexe Situation zu schaffen, nicht darin, die Menschen an einzelne Kunstobjekte zu fesseln. Sie nehmen Teil an den Entstehungs- und Erforschungsprozessen. Kunst – ein häufiges Missverständnis – muss nicht dekorativ sein, das wäre in Bezug auf die Absichten des Künstlers möglicherweise sogar schädlich, da dies ein Weiterdenken verhindern würde. Der Schwerpunkt der künstlerischen Intervention liegt nicht in einer primär objektbezogenen Vorstellung vom Kunstwerk, sondern vielmehr in einem ephemeren Prozess, verbunden mit einem sozialen Anliegen und Ortsgebundenheit. Menschen schreiben Geschichte, ihre Geschichten in das Stadtbild ein, die Stadt wird zu einer „menschlichen“ Stadt. Wenn es wie im vorliegenden Fall gelingt durch Ortsspezifität, Interaktivität und Partizipation eine Art „soziale Skulptur“ oder „soziale Plastik“ [24] im öffentlichen Raum zu schaffen und dabei auch noch grafisch anspruchsvoll aus Unorten Erinnerungsorte zu machen, dann ist das ein Glücksfall.

In diesem Fall eines der seltenen Beispiele eines gelungenen Zusammenwirkens von Kunst, Kultur, Stadtplanung, Stadtentwicklung und dem Engagement des Auftraggebers, der Gemeinnützigen Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt.

Siegfried Dengler

Architekt BDA und Stadtplaner
von 2001 bis 2010 Leiter des Stadtplanungsamtes Ingolstadt
Mitglied der Arbeitsgruppe „Planen und Bauen“ des Bayerischen Städtetages
Dozent am Institut für City- und Regionalmanagement (ICR)
Vorstandsmitglied im Kunstverein Ingolstadt

(24) Der Verweis auf den durch Joseph Beuys eingeführten Begriff, der die Kunstvermittlung gleichwertig neben dem Kunstwerk verortete, sei gestattet.

Adorno, Theodor W. (1981): Ästhetische Theorie. 5. Aufl., 30.-33. Tsd. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 2).

Arendt, Hannah (2010): Vita activa oder Vom tätigen Leben. Ungekürzte Taschenbuchausg., 8. Aufl. München: Piper (Serie Piper, 3623).

Bahrdt, Hans-Paul; Herlyn, Ulfert (2006): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Bayer, Franz Xaver (2008): Lebensraum als Material der Kunst. In: Fuchs, Christine; Ulrich, Sebastian (Hg.): Kunsträume_Stadträume. Texte zu Kunsträume Bayern 2008; [Veranstaltungsreihe, die der Arbeitskreis für Gemeinsame Kulturarbeit bayerischer Städte e.V. initiiert und gemeinsam mit über 50 Städten und Gemeinden veranstaltet hat]. Nürnberg: Verl. für Moderne Kunst, S. 80-89.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hg.) (2011): Programm Soziale Stadt. Online verfügbar unter http://www.sozialestadt.de/programm/, zuletzt geprüft am 22.05.2011.

Butin, Hubertus (Hg.) (2006): DuMonts Begriffslexikon zur zeitgenössischen Kunst. Überarb. Neuausg. Köln: DuMont-Literatur-und-Kunst-Verl.

Dachwald Matthias (2009): Terra incognita! Zwischen New Public Art und Soziokultur. In: LeoPART in St. Leonhard. Kunstprojekte in St. Leonhard. Nürnberg, S. 40-48.

Durkheim, Emile; König, René (2007): Die Regeln der soziologischen Methode. [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 464).

F.A.Brockhaus GmbH (Hg.) (2001): Brockhaus. Enzyklopädie in 24 Bänden. 24 Bände. Leipzig (1).

Feldtkeller, Andreas (1995): Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Campus-Verl.

Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (1992): Urbanität als Lebensweise. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1, S. 29-35.

Herrmann, Joachim (2011): Weniger Geld für Städtebauförderungsprogramm. Herausgegeben von CSU Bayern. Online verfügbar unter http://www.csu.de/partei/unsere_politik/ kommunal_ laendlicher_raum /kommunal-politik/17141118.htm, zuletzt geprüft am 22.05.2011.

Humpert, Klaus; Schenk, Martin (2001): Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der „gewachsenen Stadt". Stuttgart: Theiss.

Krempl, Stefan (1998): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation, Seminar. Herausgegeben von Europauniversität Viadrina. Online verfügbar unter http://viadrina.euv-frankfurt-o.de/~sk/SS98/IK/def.html, zuletzt geprüft am 08.07.2010.

Luhmann, Niklas; Werber, Niels (2008): Schriften zu Kunst und Literatur. Orig.-Ausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1872).

Mäckler, Andreas (Hg.) (2003): 1460 Antworten auf die Frage: was ist Kunst? Köln: DuMont.

Rode, Philipp; Wanschura, Bettina; Kubesch, Christian (2010): Kunst macht Stadt. Vier Fallstudien zur Interaktion von Kunst und Stadtquartier. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden.

Trompenaars, Fons; Hampden-Turner, Charles (1997): Riding the waves of culture. Understanding cultural diversity in business. London: Nicholas Brealey.

Wikipedia. Online verfügbar unter http://de.wikipedia.org/wiki/Fotoalbum, zuletzt geprüft am 21.05.2011.

Wispler, Anne (2011): Rettet die "Soziale Stadt". Die Menschen, nicht die Häuser machen die Stadt – Stoppt die Kürzung der Städtebauförderung. Online verfügbar unter http://sozialestadt2011.wordpress.com/, zuletzt geprüft am 22.05.2011.

Wittkämper, Gerhard W. (1994): Ökologie und Ökonomie der urbanen Kultur. In: Durth, Werner; Sieverts, Thomas; Wollasch, Andreas (Hg.): Kulturgut Stadt. Überlegungen zur Zukunft der europäischen Stadt; ein Cappenberger Gespräch; veranstaltet am 26. März 1993 in Münster. Köln: Grote (Cappenberger Gespräche der Freiherr-Vom-Stein-Gesellschaft, 27), S. 70-76.

Arbeiter im Hauptlaboratorium
ca. 1927 487

Arbeiter im Hauptlaboratorium
ca. 1924

Frauenunterkunft in Baracken um 1917

Position: Goetheplatz

Barackenlager am ehemaligen Pionierübungsplatz im Laboratoriumsviertel im Ingolstädter Norden 1920er/30er Jahre

40
41

Position: Stadtteiltreff Konradviertel
Oberer Taubentalweg 65

Roseggerstraße 2, 1930er Jahre

Position: Hebbelstraße,
Mülltonnenplatz 28-32

Gemeinnütziger Wohnungsbau, 1920

Position: Goethestraße 73

Vor dem Eingang
Goethestraße 73, nach 1930

Position: Goethestraße 73

Vor dem Eingang
Goethestraße 73, nach 1930

An der Donau, 1930er Jahre

Position: Gartenanlage zwischen Goethestraße und Oberer Taubentalweg, Mittelachse

Wohnhaus mit Kleintierstall, Schuppen, Hof und Garten im Oberen Taubentalweg, Ende der 1930er Jahre

Position: Haus der Vereine,
Rückertstraße

RTSV 1897
Merkl, Stark und König, 1934

Position: Dörflerstraße 12

Beim Bau der Kirche St. Konrad, 1952

Position: St. Lukas-Kirche

St. Lukas-Kirche
Dekan Meinzold und Pfarrer Zimmer
bei der Grundsteinlegung am 26.9.1953

Position: Goetheplatz

Max Kuttenreich vor der Bäckerei in der Lessingstraße
1946/47

In der Backstube Kuttenreich, 1950er

Position: Lessingstraße 70

Vor den Häusern der Familien Schneider und Zimmerer, Lessingstraße 70 a; 1924 bis 1952

Position: Goetheplatz

Lorenz Nickl auf DKW-RT 125 ccm
Moto-Cross Veranstaltung in Ingolstadt, 1952

Position: Lessingschule

WIR SIND DAS KONRADVIERTEL
Aus über 20 Nationen stammen die Schüler und Schülerinnen der Lessingschule.

THOMAS NEUMAIER

www.thomas-neumaier.de

1948 in München geboren, lebt in Ingolstadt

Einzelausstellungen (E) und Ausstellungsbeteiligungen (Auswahl 1998-2011)
Performances zusammen mit Gabriele Neumaier

1998 Arte Sella ‘98, Sella Valsugana, Italien
„Twilight“, Künstlerhaus Klagenfurt, Österreich
1999 „Das Geheimnis der Loipe”, Installation, WM-Bildhauerprojekt, Ramsau, Österreich
Stadteingriff: „Sichtwechsel” (E), Ingolstadt
„Timesite”, Lusto Forest Museum, Finnland
„Gletscherblut”, Symposium, Schwarzenstein 3369 m, Italien
2000 „Stadtgeflüster”, interakt. Installation (E), Kulturamt der Stadt Ingolstadt
„Twilight“, Reithalle, Stadt Ingolstadt
2001 „der berg brennt - Fremde Landschaft Heimat”, Mannheim / Grünstadt
„klangART, Vogelfrei IV.”, Komponistenviertel, Darmstadt
„EnergieStation”, 11. Kunsttage Dreieich, Städtische Galerie Dreieich
2002 „Metamorphosen”, Biohistoricum, Neuburg a.d. Donau
Performance, „Hebauf”, Museum für Konkrete Kunst, Ingolstadt
„1. Internationaler Darmstädter Waldkunstpfad-Recherche”, Darmstadt
peformance „Häutungen”, Deutsches Medizinhistorisches Museum, Ingolstadt
„Hörgänge” (mit Horst Konietzny), Monacensia München, Kulturreferat München
Projekt „Losse – Kunst am Fluss”, EU und Stadt Kassel, Wettbewerb 1. Preis
Performance „Laufsteg der Frauen”, Theater Ingolstadt, Stadt Ingolstadt
Performance „walkmen”, Buy-Nothing-Day, Wittenbergplatz, Berlin
2003 „Versunkene Gesänge”, Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité, Berlin
„Senfgruben”, Stadtmuseum Ingolstadt
Triade, Kunstmuseum Ystad, Schweden und Pommersches Landesmuseum, Greifswald
Performance „Sirenen”, Barocksaal Stadtmuseum Ingolstadt
„Ab in die Mitte”, Michelstadt, Land Hessen, Kunsthalle Darmstadt
Performance „Häutungen”, Veranstaltungsforum Fürstenfeldbruck
2004 Performance „Ausstoßung”, Fleißerhaus Ingolstadt, Literaturlandschaft Bayern
Geumgang-Nature Art Biennale 2004, Südkorea
Performance „Rolling woman”, Kunstverein Ingolstadt
2005 „La Fête de Mai”, Mozet-Gesves, Belgien
„BEGGIN A PROPER DONNYBROOK", Archibald Arts Gallery, New York, USA
„(mißtraue der) idylle” , kunst in kontakt, Großer Garten, Hannover
„Statt Paradies”, Bastion des Darmstädter Residenzschlosses, Darmstadt
2006 „City-Transplantate” (E), Städtische Galerie im Theater, Ingolstadt
„kunstcamping” Eindhoven, Niederland
2007 „Wannenkunst”, Stadt Neustadt, Bad Gögging
Skulpturen-Landschaft 2007, Osnabrück
„Landstreichler”, Galerie Gut Gasteil, Prigglitz, Österreich
2nd Art Exhibition in the Forest of Yokohama, Japan
Geumgang Nature Art Pre-Biennale 2007, Gongju National Museum; Incheon, Gallery Space Beam; Island of Cheju Gallery Art Space, Süd-Korea
2008 „Identitäten”, Galerie Murska Sobota, Slovenien; Oppole, Polen
„Travelling Forest”, Bauerngerätemuseum, Städt. Galerie, Stadt Ingolstadt
„Kunst in der Landschaft VII”, Galerie Gut Gasteil, Prigglitz, Österreich
2009 „Travelling Forest”, Y150, Yokohama, Japan
„Schrittmacher”, Badisches Kunstforum
„SurVive-Art and Nature Walk”, Natuurkunst Drenthe, Niederland
2010 „gArten”, Kunstsommer Wiesbaden 2010, Wiesbaden
„Flugobjekte”, Stadt Neustadt/Donau
2011 „Proto-Gonzo, Residenz I-Park, Foundation East Haddam, USA
„Dorpsgezichten”, Foundation Natuurkunst Drenthe, Niederland

2.

Konradviertel

Geschichte(n) eines Stadtteils

von Stefanie Roloff

EINLEITUNG

Auf den ersten Blick wirkt das Konradviertel auf Besucher eher unscheinbar. Ein Viertel im Nordosten Ingolstadts jenseits der historischen Altstadt, das geprägt ist durch die Durchfahrtsstraßen Goethestraße und Regensburger Straße sowie die nahe Autobahn A9. Dass auch hier spannende Geschichte und Geschichten schlummern, mag nicht sofort ins Auge stechen, wird jedoch schnell offensichtlich, wenn der Fokus genauer auf die Vergangenheit und die Gegenwart des Viertels gerichtet wird.

Befragt man langjährige Bewohner des Konradviertels, so ist es vor allem die Nähe zur Donau, die durch das Spiel in den wildwüchsigen Donauauen und das Schwimmen im Fluss den Zeitzeugen in sehr schöner Erinnerung geblieben ist. Auch das auf einem Grundstück im Schlachthofviertel an der Grenze zum Konradviertel gelegene „Gasthaus zum Pionierübungsplatz“ ist Teil der lebendigen Geschichte des Viertels. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts diente es, noch vor der Besiedelung des Gebietes, den Ingolstädtern als beliebtes Ausflugslokal. Das angrenzende Pionierwäldchen, das sich rund um die Kirchen St. Konrad und St. Lukas befand – noch heute lassen sich Reste des Wäldchens erkennen –, war in der Kindheit für viele Alteingesessene ein beliebter Spielplatz, der auch zum Fußballspielen genutzt wurde.

Von außen in früheren Zeiten aufgrund der Randlage und der sich noch im Aufbau befindenden Infrastruktur oft als „Glasscherbenviertel” bezeichnet, wird nicht nur anhand der Natur schnell klar, dass diese Bezeichnung dem Viertel nicht gerecht wurde. Nördlich an das Viertel angrenzend nahm 1883 im heutigen Unterbezirk Schubert & Salzer mit dem „Königlich Bayerischen Hauptlaboratorium” die DESPAG, später Schubert & Salzer, zuletzt Rieter ihren Anfang – zeitweise eines der wichtigsten Werke für die wirtschaftliche Entwicklung Ingolstadts, noch vor der Ansiedlung der AUDI AG.

Eine traurige Facette der Geschichte des Viertels ist das im Rahmen des industriellen Aufschwungs erbaute Barackenlager auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz, das im Ersten Weltkrieg auf über 40 Baracken anwuchs. Dieses wurde Arbeitern und später auch durch Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit verarmten Großfamilien zu einem nicht wirklich wirtlichen Zuhause. „Barackenviertel“ wurde das Gebiet um das jetzige Konradviertel daraufhin genannt. Erst ab 1938 wurden die letzten dieser Baracken abge-rissen.

Für Außenstehende mögen die Baracken für längere Zeit das Bild des Viertels geprägt haben, doch übersehen wurde dabei, dass das Viertel auch eine Geschichte des Siedlungs- und Wohnungsbaus schrieb. Durch die Initiative der 1934 gegründeten GWG, der Gemeinnützigen Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt, entstand in Zeiten größter Wohnungsnot nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg für viele Menschen ein neues Heim. In den 1950er und 1960er Jahren wurden zudem unter der Regie des St. Gundekar-Werks zahlreiche weitere Wohnungen fertig gestellt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Viertel bunt. „Gastarbeiter” und deren Familien kamen, um hier zu arbeiten, vor allem aus Italien und der Türkei und wurden im Viertel ansässig. Heimatvertriebenen und deutschen Spätaussiedlern vornehmlich aus den ehemaligen GUS-Staaten wurde das Wohngebiet zudem zu einem neuen Zuhause. Menschen verschiedener weiterer Nationalitäten kamen und blieben. Sie alle waren und sind das Konradviertel.

St. Konrad: Hochziehen der geschweißten Glocke, 1952

Mit dem Bau der Kirche St. Konrad im Jahr 1952, die dem Viertel seinen jetzigen Namen gab, und der Einweihung der Kirche St. Lukas 1955 fanden viele auch ein seelisches Zuhause. Gerade für Heimatvertriebene und deutsche Spätaussiedler wurden die beiden Gemeinden zu einer wichtigen Stütze. Seit mehr als 50 Jahren sorgen darüber hinaus die Schulen an der Lessingstraße für das geistige Wohl der hier wohnhaften Kinder. Der heutige TSV Nord bietet Möglichkeiten der sportlichen Zusammenkunft und des geselligen Miteinanders.

Und es tut sich was im Konradviertel. Durch die Wohnumfeldverbesserung und die umfassende Sanierung des Gebietes im Rahmen des Projektes „Soziale Stadt" erstrahlen viele Häuser und Freiflächen in neuem Glanz. Mit der (Wieder-)Eröffnung des Donaustrandes kann auch die Donau wieder eine größere Rolle im Leben der hier ansässigen Menschen spielen. Nicht zu vergessen der Stadtteiltreff Konradviertel, der Angebote für Groß und Klein bereithält und sich für die Bewohner und deren Belange einsetzt.

Lebendige Geschichte – darum soll es im Folgenden gehen. Das Ziel ist hierbei nicht die chronologische Aufarbeitung der historischen Entwicklung des Viertels im Detail. Auch ein Anspruch auf Vollständigkeit kann und soll aufgrund der teilweise schwierigen Quellenlage nicht im Vordergrund stehen. Vielmehr sollen Schlaglichter der Geschichte des Konradviertels dargestellt werden und Geschichten erzählt werden. Geschichte und Geschichten vom Leben im Viertel, die dessen ganz eigene Identität jenseits der Innenstadt widerspiegeln und den Lesern aufzeigen. Entstanden ist auf diesem Wege weniger eine Chronik, sondern vielmehr ein bildreiches Portrait des vielseitigen Konradviertels. Dass der Blick dabei nicht nur innerhalb der ca. 1975 amtlich festgelegten Grenzen des im Stadtbezirk Nordost liegenden Unterbezirks Konradviertel verweilen kann, ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte des Viertels und seiner historischen Prägung.

Mein besonderer Dank gilt den Bewohnern und anderen Kennern des Viertels, die mir in ausführlichen Gesprächen von ihrem Leben im Konradviertel erzählt haben und ohne deren Engagement dieses Portrait nicht möglich gewesen wäre:
Ali Arslan, Michael Dietl, Michael Fekete, Nil Genc, Artur Hermann, Klaus Herrmann, Evi Hummel, Kajetan und Christine Irrenhauser, Semra Keskin, Max und Gunda Kuttenreich, Gabi Pulm-Muhr, Georgine Putschögl, Maria Schmitt, Johann Stachel, Aljona Stark, Martin und Ingeborg Zieglmeier.

Zudem danke ich besonders dem Stadtarchiv Ingolstadt, namentlich Dr. Beatrix Schönewald, Edmund Hausfelder, Manfred Daser, Rosemarie Deffner und Ilse Trischberger für deren Unterstützung bei der intensiven Recherchearbeit, die wissenschaftliche Beratung und das zur Verfügung gestellte Bildmaterial.

Großer Dank gilt zudem der Stadtteilkoordinatorin des Stadtteiltreffs Konradviertel Barbara Plötz für das Herstellen der Kontakte zu den befragten Personen, die aktive Mithilfe bei der Materialbeschaffung sowie die finanzielle Unterstützung.

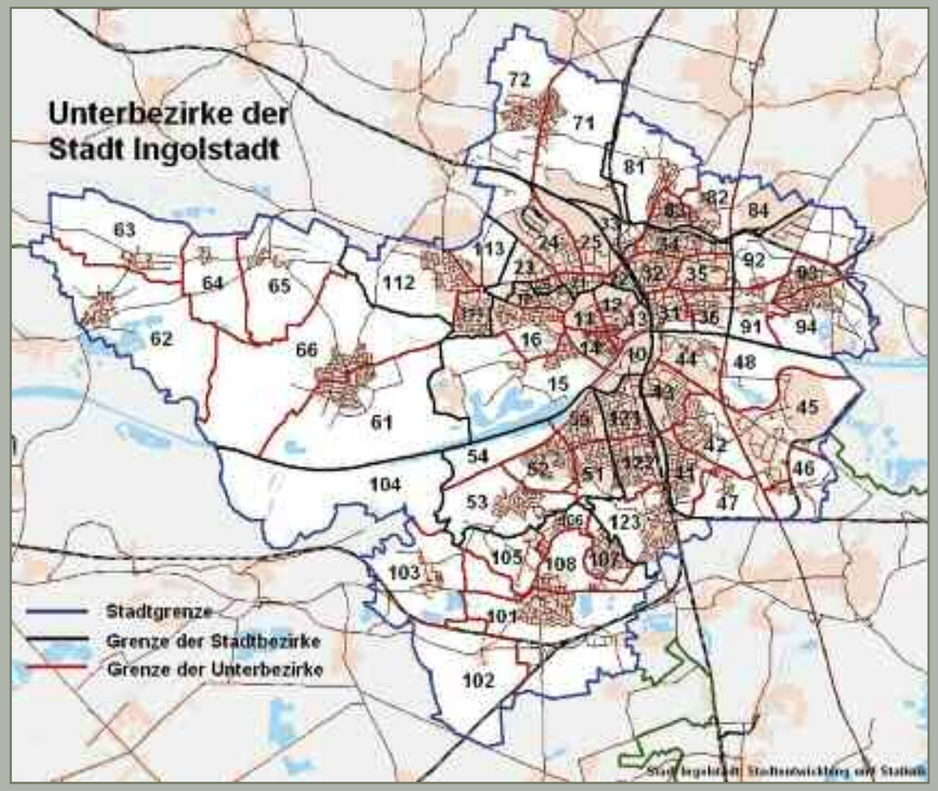
Herauszuheben bleiben am Ende jene Personen und Institutionen, die durch die Genehmigung des Abdrucks von Bildmaterial diesem Portrait des Konradviertels Leben eingehaucht haben. Wir danken insbesondere dem Verlag Pharus-Plan (www.pharus.eu) für die Genehmigung, Ausschnitte von Pharus-Plänen abbilden zu dürfen.

Stefanie Roloff

Stefanie Roloff wurde 1980 in München geboren und hat Neuere deutsche Literatur, Soziologie und Philosophie an der Freien Universität Berlin studiert. Sie lebt und arbeitet als freie Journalistin und Autorin in Berlin. Ihre Jugend hat sie im Konradviertel verbracht und fühlt sich diesem weiterhin eng verbunden.

Kindergarten der St. Konrad-Kirche im alten Pfarrsaal, 1954

DAS KONRADVIERTEL IM ÜBERBLICK



UNTERBEZIRK 36

Die Stadt Ingolstadt besteht aus 12 Stadtbezirken und 63 Unterbezirken, von denen 61 bewohnt sind. Das Konradviertel gehört zum Stadtbezirk III Nordost, der aufgeteilt ist in die sechs Unterbezirke Schlachthofviertel, Josephsviertel, Gewerbegebiet Nord, Am Wasserwerk, Schubert & Salzer und Konradviertel. Der Unterbezirk Konradviertel mit der amtlichen Nummer 36 erstreckt sich im Norden bis zur Goethestraße, im Süden bis an die Donau, im Osten bis zur Autobahn A9 und im Westen verläuft die Grenze zum Schlachthofviertel an der Lessing- bzw. weiter südlich an der Wiechertstraße.[1]
Offiziell existiert die kleinräumige Gliederung nach Unterbezirken Nachforschungen des Stadtplanungsamtes, Sachgebiet Stadtentwicklung und Statistik, zufolge seit ca. 1975, da für Ende desselben Jahres zum ersten Mal Statistiken zu den Unterbezirken zu finden sind. Vorerst waren die Unterbezirke beinahe ausschließlich nur mit Nummern gekennzeichnet. Die Namen der Unterbezirke lassen sich in den jährlichen Statistiken erst ab dem Jahr 1978 finden. Ob die Vergabe der Namen im Statistikamt erfolgte oder auf die in der Bevölkerung gängigen Bezeichnungen zurückgeht, war nicht mehr zu ermitteln. Es ist jedoch anzunehmen, dass viele der heutigen Namen für die Unterbezirke auf dem Sprachgebrauch der Bewohner beruhen. Einige Bezeichnungen der Ingolstädter Unterbezirke wie Josephsviertel, Konradviertel, Augustinviertel, Monikaviertel gehen auf die katholischen Kirchen in diesen Gebieten zurück.

BEVÖLKERUNG

Nach dem Wohnstatus am 31.12.2010 leben im Konradviertel 3615 Personen, 3524 davon im Haupt- und 91 im Nebenwohnsitz. 2751 Bewohner haben die deutsche Staatsangehörigkeit; 21,9 Prozent der hier ansässigen Bevölkerung sind damit nicht-deutscher Herkunft. Die meisten Einwohner nicht-deutscher Herkunft stammen aus Südeuropa, vornehmlich aus der Türkei, und aus Osteuropa, hier besonders aus dem ehemaligen Jugoslawien und Albanien. 40 Prozent der Gesamtbevölkerung haben keinen Migrationshintergrund, 60 Prozent der Bevölkerung, darin eingeschlossen eingebürgerte Deutsche und deutsche Spätaussiedler, bringen somit einen Migrationshintergrund mit. Von den im Konradviertel im Hauptwohnsitz lebenden Menschen sind 648 Personen evangelisch, 1466 römisch-katholisch und 1410 Personen gehören anderen Glaubensrichtungen an oder sind bekenntnislos. Das Konradviertel ist 74,2 ha groß und hat eine Besiedelungsdichte von 4749 Einwohnern pro Quadratkilometer. Es gehört zudem zum Stadtbezirk III Nordost mit der derzeit höchsten Besiedelungsdichte Ingolstadts von 3945 Einwohnern pro Quadratkilometer. Im Konradviertel stehen 495 Gebäude mit Wohnraum, im Jahr 2010 wurden 9 Wohngebäude im Rahmen von Sanierungen bzw. Neubau fertig gestellt. Insgesamt gibt es im Konradviertel 1525 Haushalte. In 382 von diesen leben ein oder mehrere Kinder.[2]

NAME

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Einwohner Ingolstadts rasant wuchs und zahlreiche Wohnungen im Nordosten der Stadt entstanden, wurde die Mitgliederzahl der Pfarrei St. Josef zu groß. Es entstand der Wunsch nach einer neuen Pfarrei und einer neuen Kirche für die steigende Zahl der Katholiken in diesem Gebiet. Unter der Verantwortung von Kaplan Schuster und durch das Engagement zahlreicher Gemeindemitglieder wurde die Kirche St. Konrad auf dem Gelände des ehemaligen Pionierwäldchens errichtet. 1952 erfolgte die Weihe der Kirche. Das „Konradviertel“ war geboren, dessen Name auf den Patron der Kirche Konrad von Parzham zurückgeht.[3]

KONRAD VON PARZHAM

Konrad von Parzham wurde 1818 in Parzham bei Griesbach als 11. von 12 Kindern einer Bauernfamilie geboren und trug den bürgerlichen Namen Johannes Birndorfer. Nach dem frühen Tod seiner Mutter 1832 und dem des Vaters zwei Jahre später arbeitete er als Knecht auf dem elterlichen Venushof und wurde von seinen Geschwistern dazu bestimmt, diesen zu übernehmen. Doch der „Venussen-Hansl“, wie er genannt wurde, verzichtete auf sein Hofrecht und trat 1849 als Laienbruder in das Kapuzinerkloster St. Anna in Altötting ein. Er legte das Gelübde ab und übernahm als Bruder Konrad bis zu seinem 76. Lebensjahr das Amt des Klosterpförtners. 1894 starb Konrad von Parzham und fand seine letzte Ruhestätte in der Kapuzinerkirche von Altötting. Zeit seines Lebens widmete er sein Leben dem Glauben und tat seinen Dienst voller Aufopferung. Am 20 Mai 1934 erfolgte die Heiligsprechung des „ewigen Pförtners“ durch Papst Pius XI.[4]

Der Ausschnitt des Plans zur **Donaukorrektion** östlich von Ingolstadt von 1827 zeigt den alten und den neuen begradigten Verlauf der Donau. Das Gebiet des Konradviertels war zu dieser Zeit noch nicht besiedelt. Zu sehen sind jedoch bereits wichtige Vorläufer auch heute noch bestehender Straßen, wie etwa die Friedrich-Ebert-Straße, hier Am Ziegelstadel Weg, und die Regensburger Straße, hier Am Kasematten Weg. Eingezeichnet sind zudem die Umrisse des Pionierübungsplatzes, dessen Areal sich bis in die 1930er Jahre des 20. Jahrhunderts inmitten des Konradviertels befand.

Nach der Verlegung der Universität von Ingolstadt nach Landshut im Jahr 1800 stagnierte die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt. Hinzu kamen die Schleifung der mittelalterlichen Festungsanlagen sowie die hohe Verschuldung der Stadt durch die im Rahmen der Napoleonischen Kriege erfolgten Truppen-Einquartierungen. Die ab 1801 erfolgende Privatisierung der Gemeindegründe führte als weiterer Grund zu einer Umstrukturierung der Berufs- und Besitzverhältnisse Ingolstadts. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Stadt schließlich vor allem durch Landwirtschaft geprägt und hatte von außen betrachtet nur mehr wenig Bedeutung. Durch den Ausbau Ingolstadts zur Landesfestung von 1828 bis etwa 1848 und deren Erweiterung erhielt die Stadt eine neue Perspektive und wurde schließlich Mitte des 19. Jahrhunderts zur zweitgrößten Garnisonsstadt nach München.[5]

Im Ingolstädter Nordviertel entsteht das

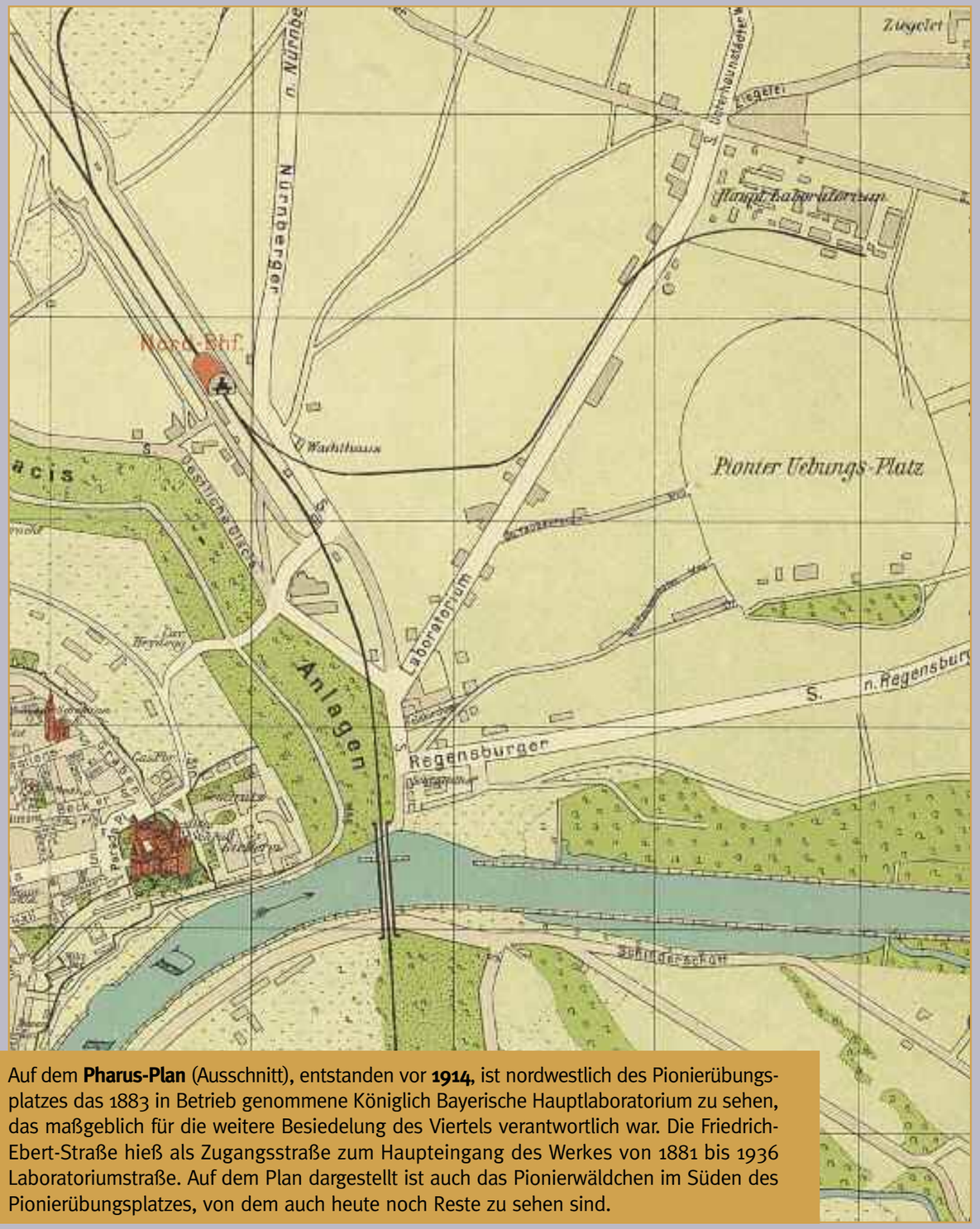
Königlich Bayerische Hauptlaboratorium

Das Ingolstädter Nordviertel, in dem das Gebiet des heutigen Konradviertels liegt, nahm seinen Anfang mit der Entwicklung Ingolstadts zum bayerischen Rüstungszentrum. Dessen Grundstein wurde bereits mit dem Bau der Festungsanlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt, der Ingolstadt zu einem geeigneten Ort für die Konzentration der bayerischen Waffenfabriken werden ließ. Der im Jahr 1867 vollzogene Anschluss an das Eisenbahnnetz machte den Ausbau der Rüstungsindustrie überhaupt erst möglich.

Im Jahr 1883 wurde das „Königlich Bayerische Hauptlaboratorium" nach dessen Verlegung aus München im Norden von Ingolstadt in Betrieb genommen. Die Realisierung des Bauvorhabens nordwestlich des Pionierübungsplatzes ist der Donau geschuldet, die den ursprünglichen Bauplatz im Osten der Stadt im Jahr 1880 überflutete und eine Verlegung der Baustelle erforderlich machte, um erneute Überschwemmungen zu umgehen. Parallel erfolgte die Zusammenlegung der vormals in Augsburg angesiedelten Geschützgießerei mit der 1874 in Ingolstadt erbauten Geschossfabrik zur „Königlich Bayerischen Geschützgießerei und Geschoßfabrik". In diesem Werk wurden ab 1885 vor allem Geschosse und Geschützrohre produziert, während im Hauptlaboratorium vornehmlich leichte und mittelschwere Munition sowie Zünder gefertigt wurden. So wurde Ingolstadt aufgrund der Zusammenführung des größten Teils der bayerischen Rüstungsindustrie im ausgehenden 19. Jahrhundert wieder zu einem einflussreichen wirtschaftlichen Zentrum.[6]

Die Übersiedelung des Königlich Bayerischen Hauptlaboratoriums an den neuen Standort kostete 4400 Mark, mit 76 Waggonladungen wurden die Maschinen ins neue Werk gebracht. Der Betrieb entwickelte sich rasant und in den Friedenszeiten vor dem Ersten Weltkrieg stieg die Zahl der Beschäftigten in beiden Rüstungsbetrieben schließlich auf ca. 1500 Personen an.[7]

Hauptlaboratorium mit Wasserturm um 1900



Auf dem **Pharus-Plan** (Ausschnitt), entstanden vor **1914**, ist nordwestlich des Pionierübungsplatzes das 1883 in Betrieb genommene Königlich Bayerische Hauptlaboratorium zu sehen, das maßgeblich für die weitere Besiedelung des Viertels verantwortlich war. Die Friedrich-Ebert-Straße hieß als Zugangsstraße zum Haupteingang des Werkes von 1881 bis 1936 Laboratoriumstraße. Auf dem Plan dargestellt ist auch das Pionierwäldchen im Süden des Pionierübungsplatzes, von dem auch heute noch Reste zu sehen sind.

Laboratoriumstraße, 1891

Der „Schwarze Weg"

Das in den Jahren 1882/83 erbaute Industriegleis des Hauptlaboratoriums führte über die Laboratoriumstraße, die heutige Friedrich-Ebert-Straße, entlang des „Schwarzen Weges" (heute nicht mehr vorhanden, bzw. Teil der Goethestraße) zum Nordbahnhof und von dort aus zum Militärbahnhof. Dieser befand sich am jetzigen Ingolstädter Stadttheater und wurde bis zu seiner Schließung 1925 u.a. als Verladebahnhof für das Hauptlaboratorium genutzt. Erst im Jahr 1975 wurden die Industriegleise abgebaut, nachdem die Strecke bereits 1966 stillgelegt worden war. Der Schwarze Weg diente für die Arbeiter des Hauptlaboratoriums als Fußweg und trug seinen Namen aufgrund des „schwarzen Löschs", der ihn bedeckte. Noch heute lässt ein begrünter Mittelstreifen den Verlauf der Strecke teilweise nachvollziehen.[8]

Kajetan Irrenhauser, Jahrgang 1935, Aushilfsmessner der St. Konrad-Kirche erzählt von Lausbubenstreichen in seiner Kindheit, an die sich auch andere Zeitzeugen schmunzelnd erinnern:

„Wir haben immer gewartet bis der Zug gekommen ist, dann haben wir einen Pfennig auf's Gleis gelegt, dann ist er größer geworden."

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs erfuhr die Produktion im Hauptlaboratorium eine sprunghafte Steigerung.

Der dadurch entstehende Mangel an Arbeitern wurde vor allem durch die Erhöhung des Frauenanteils ausgeglichen. So waren gegen Ende des Krieges zu Zeiten der höchsten Beschäftigung bei einer Erhebung vom 1.1.1918 von den 11.650 Beschäftigten 6117 weiblich. Einen nicht geringen Teil der Arbeiterschaft machten zudem die Betriebssoldaten der Betriebsbataillone der Rüstungsbetriebe aus, Soldaten, die nicht kämpften, sondern weiterhin in den Betrieben arbeiteten. 1917 erreichte deren Zahl mit 2832 ihren Höchststand. Darüber hinaus wurden im Werk Jugendliche und nach einem Gesetz von 1916 Hilfsdienstpflichtige beschäftigt.

Die Arbeitsbedingungen im Hauptlaboratorium waren hart.

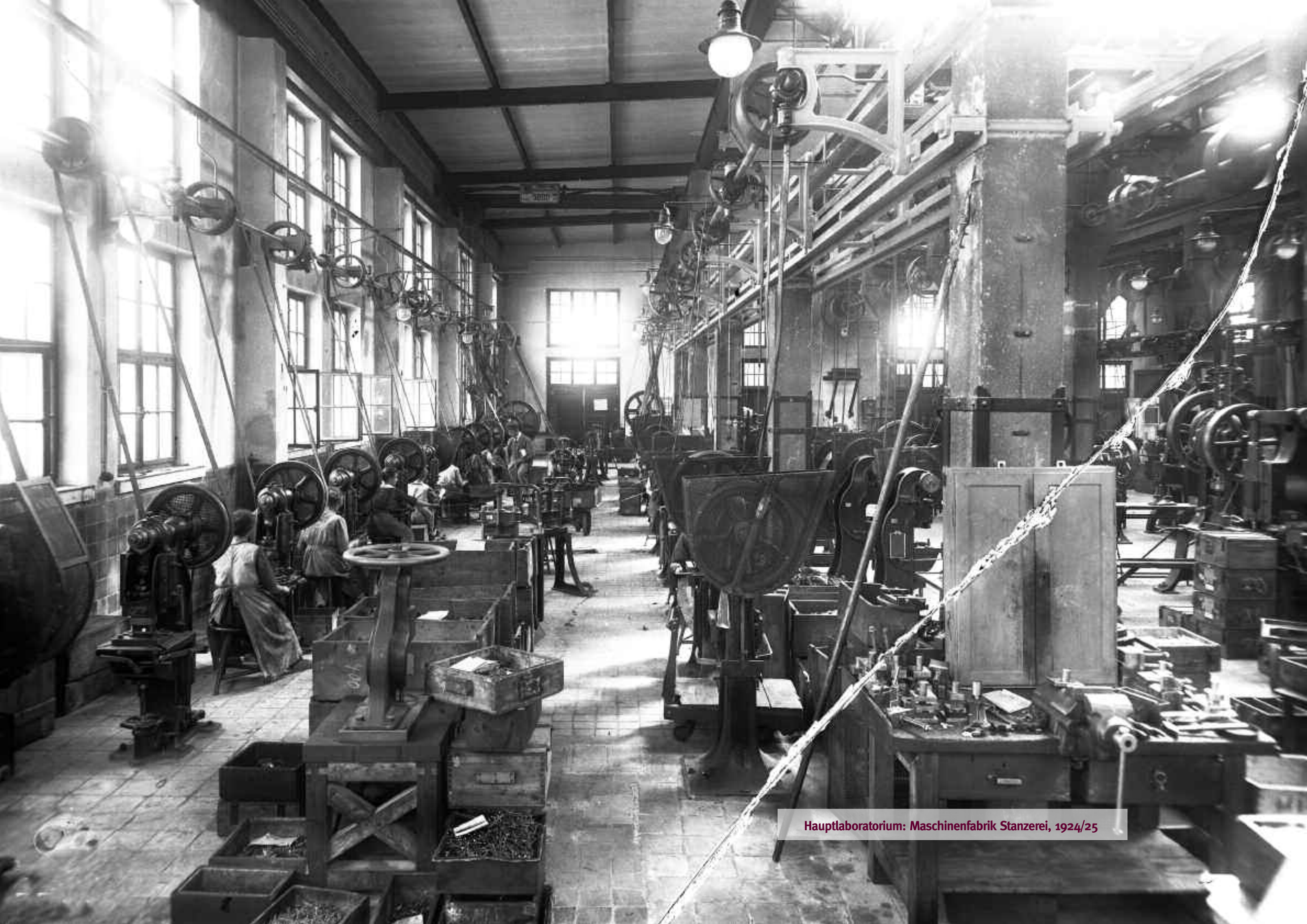
Die Arbeitszeit betrug für Arbeiterinnen acht Stunden pro Tag, während für Männer 10-Stunden-Schichten üblich waren, nachdem die geplante Einführung eines 12-Stunden-Arbeitstages keine Produktionssteigerung zur Folge gehabt hatte. Von heutigen Urlaubsregelungen konnten die Beschäftigten nur träumen und die Risiken für die Gesundheit durch den Umgang mit hochexplosiven Stoffen sowie die Arbeit an gefährlichen Maschinen waren groß. Neu eingestellte Arbeiter und Arbeiterinnen wurden deshalb strengstens in die Sicherheitsvorschriften und Unfallverhütungsmaßnahmen des Betriebes eingewiesen. Verdienten erwachsene männliche Arbeiter zu Beginn des Krieges nach Zahlen vom 1.7.1914 durchschnittlich 5,27 Mark pro Stunde, so erhielten sie gegen Ende nach Zahlen vom 1.4.1918 mit durchschnittlich 12,93 Mark mehr als das Doppelte. Erwachsene Frauen bekamen im Vergleich dazu im Jahr 1914 durchschnittlich 47,9 Prozent der Männerlöhne und im Jahr 1918 durchschnittlich 64,5 Prozent. Bei der Lohnsteigerung darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Kaufkraft der Arbeiter und Arbeiterinnen während des Krieges nicht zunahm, sondern geringer wurde. Die Ausbezahlung der Löhne erfolgte immer freitags bar in Lohntüten.[9]

Luftansicht „Deutsche Spinnereimaschinenbau-Aktiengesellschaft Ingolstadt“
Ehemaliges Hauptlaboratorium, Stich um 1925

Vom Königlich Bayerischen Hauptlaboratorium zur DESPAG

Nach Beendigung des Ersten Weltkrieges kam es zu Massenentlassungen in den Rüstungsbetrieben und im Mai 1919 waren im Hauptlaboratorium nur mehr 1913 Personen beschäftigt. Ab 20.12.1918 stand der Betrieb still.
Besonders hart traf es hierbei auch die Arbeiterinnen. In einem Artikel der Neuen Ingolstädter Zeitung vom 20.11.1918 heißt es dazu: „Da nun Friedenszeit gekommen ist und die Arbeiterinnen in den Munitionsbetrieben massenweise ausgestellt werden, so ergeht an alle Frauen die Bitte, sich wieder Dienstmädchen einzustellen, wo es nur irgendwie tunlich ist.“

In Folge der Beschlüsse des Versailler Vertrages galt es nun, die Kriegs- auf Friedensproduktion umzustellen. Den beiden Rüstungsbetrieben, Königlich Bayerische Geschützgießerei- und Geschoßfabrik und Königlich Bayerisches Hauptlaboratorium, wurde vorübergehend der Name „Reichswerke“ gegeben. Ersteres wurde „Reichswerk Ingolstadt I”, letzteres „Reichswerk Ingolstadt II“ genannt. Doch diese Bezeichnungen waren nur kurze Zeit gebräuchlich, denn bereits am 4.12.1919 wurden alle deutschen Rüstungsbetriebe unter dem Dach der „Deutschen Werke A.G. Berlin“ vereinigt.



Hauptlaboratorium: Maschinenfabrik Stanzerei, 1924/25

Das ehemalige Hauptlaboratorium wurde dazu auserkoren, von nun an Baumwollspinnereimaschinen zu fertigen. Es wurde umbenannt in „Metallwarenfabrik“, ein Name, der nicht wirklich passend scheint, jedoch wohl darauf zurückzuführen ist, dass in der frühen Nachkriegszeit hier außer Armaturen auch andere Metallwaren wie Fahrzeuge, Schreibmaschinenteile und vieles mehr produziert wurden. Im Hüttenwerk der ehemaligen Geschützgießerei entstanden für die Spinnereimaschinen nötige Einzelteile. 1922 wurde die erste Maschine fertiggestellt. Doch die „Deutsche Werke AG“ wirtschaftete nicht rentabel und so erging der Beschluss des Aufsichtsrates, einzelne Werke auszugliedern. Im Februar 1925 erfolgte der Kauf der Ingolstädter Werke durch die „Vereinigte Industrie-Unternehmen A.G.“ (VIAG). Die „Deutsche Spinnereimaschinenbau A.G. Ingolstadt“, kurz DESPAG, war gegründet.[10]

„Ziehpressen für Trommelschüsse im Hauptlaboratorium, 1924/25

Mit der Machtergreifung Hitlers änderte sich das Betriebsklima in den Werken der DESPAG.

Politisch anders Denkende wurden verfolgt und häufig entlassen, die Gewerkschaften abgeschafft und durch die „Deutsche Arbeitsfront“, kurz DAF, ersetzt. Durch Sport, Reisen, die Ermöglichung des günstigen Besuchs von Kulturveranstaltungen, Berufswettkämpfe und andere Maßnahmen versuchten die Nationalsozialisten die Arbeiterschaft zu motivieren und einzuschwören.

Arbeitsplätze mit NS-Propaganda an den Wänden, 1934/35

Die Produktionszahlen und der Personalstand der nach dem Ersten Weltkrieg krisengebeutelten Betriebe gingen wieder in die Höhe. 1936/37 beschäftigten diese ca. 1950 Personen, während 1931/32 nur mehr 700 Mitarbeiter gezählt worden waren. Auch die Gewinne stiegen nach mehreren verlustreichen Jahren und 1936/37 erwirtschaftete die DESPAG ein Plus von 120,4 TRM (Tausend Reichsmark). Im Februar 1938 kaufte die erfolgreiche Chemnitzer Firma „Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG“ die Mehrheit der DESPAG-Aktien. Die Werke, die ab 1932 im Besitz Bayerns gewesen waren, gingen in private Hand über.
Als 1939 der Zweite Weltkrieg begann, wurde die Friedensproduktion weitgehend beibehalten. Dies rechtfertigte sich dadurch, dass die gefertigten Spinnereimaschinen vor allem für den Export gedacht waren. Im Verlaufe des Krieges wurden über 11.000 Maschinen gefertigt und ausgeliefert. Auch die Herstellung von Armaturen wurde beibehalten. Im ehemaligen Hauptlaboratorium erfolgte erst gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die Produktion von kriegswichtigen Materialien, wie zum Beispiel Teilen von Flugzeugen und Panzern. Ab 1940 wurden auch Kriegsgefangene, besonders Polen, Franzosen und zu späteren Zeiten auch Russen eingesetzt.
Die Arbeitsbedingungen verschlechterten sich in den Kriegsjahren immens. Es fehlte an Essen, Material und Strom, Überstunden waren trotz Schwerstarbeit, Fliegeralarm und Bombenangriffen gegen Ende des Krieges an der Tagesordnung.[11]

Zwangsarbeiter im Hauptlaboratorium während des Zweiten Weltkriegs

Zwangsarbeiter, die nach der Ankunft in Ingolstadt für die Arbeit in der DESPAG eingeteilt wurden, kamen mit Zügen direkt im Werk an. Zur Identifizierung wurde nicht nach dem Namen der Arbeitskräfte gefragt, stattdessen wurde ihnen eine Nummer um den Hals gehängt. Ein deutliches Zeichen für die geringe Wertschätzung der Kriegsgefangenen durch das nationalsozialistische System. Viele Zwangsarbeiter, die in kleineren handwerklichen Betrieben oder der Landwirtschaft eingesetzt wurden, wohnten bei ihrem Arbeitergeber, wodurch sich, wie viele Zeitzeugen erzählen, trotz anders lautender gesetzlicher Richtlinien, durchaus Vertrauensverhältnisse entwickelten. Kriegsgefangene, die in großen Betrieben wie der DESPAG arbeiteten, wurden jedoch in Lagern untergebracht. Vor allem sowjetische Arbeiter, die von den Nationalsozialisten als gefährlicher eingestuft und stärker diskriminiert wurden, erhielten kaum Rechte.[12]

Michael Dietl, Jahrgang 1930, ein langjähriger Bewohner des Konradviertels berichtet davon, wie er als Kind beobachtete, dass sowjetische Zwangsarbeiter im Konvoi vom ehemaligen Hauptlaboratorium in ein Barackenlager nahe des Werkes gebracht wurden:

„Die sind genau an der Kurt-Huber-Straße vorbeigezogen, das weiß ich noch. Das waren so an die 150-200 jeden Abend, wenn nicht sogar mehr, es war eine lange Schlange. Und meine Mutter hat ihnen ab und zu ein Brot rausgegeben und die haben das genommen und haben das sofort eingesteckt. Vorne ist einer mit der Maschinenpistole gegangen, ein alter Mann. Das war im Januar/Februar 1945 – hinten ging auch einer. Und hinten kommt eines Tages der Mann mit der Maschinenpistole zu meiner Mutter und sagt: ‚Ich beobachte das schon länger, sie geben den Leuten immer Brot. Ich hab' nix gesehen. Aber wenn sich der vordere einmal umdreht, wenn's der sieht, dann sind sie morgen in Dachau oder sie werden gleich erschossen von dem.' Dann hat sich meine Mutter das nicht mehr getraut. Die Zwangsarbeiter haben ja nix gehabt, das Gewand war ölig und schmierig. Sie wurden runter geführt über die Regensburger Straße und dann auf der rechten Seite in die Baracken. Da sind nach Kriegsende, als der große Flüchtlingsstrom war, Flüchtlinge reingekommen, die das ein bisschen hergerichtet haben und ein paar Jahre dort gelebt haben bis Ende der 40er Jahre."

Tobias Schönauer bestätigt in „Zwangsarbeiter in Ingolstadt" weitere Berichte von Zeitzeugen und Zwangsarbeitern über dieses Vorgehen.[13] Über die Situation in den Baracken schreibt er:

„Die Unterbringung fand in Holzbaracken statt (...). Die Ausstattung der Baracken war im Wesentlichen einfach: Stockbetten, Spinde und ein Tisch pro Zimmer, wobei der Platz in den Zimmern bestmöglichst ausgenutzt werden sollte. Deshalb findet man in einigen Barackenlagern auch keine Spinde, Tische oder Ähnliches: Möglichst viele Personen sollten auf kleinstem Raum untergebracht werden."[14]

Aufbruch in
moderne Zeiten

Am 26. April 1945 marschierten die Amerikaner in Ingolstadt ein und beschlagnahmten wenige Tage später die Spinnereimaschinenfabrik sowie die Gießerei. Im ehemaligen Hauptlaboratorium wurden vorübergehend Truppenunterkünfte, Lager und Reparaturwerkstätten eingerichtet. Der einstige Speisesaal diente als Schlafraum, die Küche wurde zeitweise als Brotbäckerei genutzt. Doch schon Mitte 1946 nahm die Spinnereimaschinenfertigung ihren Betrieb trotz teilweise demontierter Maschinen wieder auf.

INGOLSTADT

Das neu geschaffene Emblem INGOLSTADT wurde international zum Zeichen für die hohe Qualität der hier gefertigten Spinnereimaschinen. Das Chemnitzer Hauptwerk der Schubert & Salzer Maschinenbau AG hingegen musste nach Kriegsende auf Befehl der sowjetrussischen Militärverwaltung schließen. Ein neues Werk wurde 1950 in Stuttgart gegründet und 1955 die komplette Schubert & Salzer AG nach Ingolstadt verlegt.
Die 1960er Jahre waren für das Unternehmen geprägt von Fortschritt und Kontinuität. Mit dem Ende der Wirtschaftswunderjahre und der Nachkriegszeit ergaben sich jedoch neue Marktbedingungen. Die Produkte mussten nun stetig an die Erfordernisse der modernen Zeit angepasst und der Wandel der Marktsituation beachtet werden. Und wieder kam es auch zu einer Namensänderung: Ab 1971 wurde der Name „Deutscher Spinnereimaschinenbau Ingolstadt", der seit 1950 gebräuchlich war, ersetzt durch die einheitliche Bezeichnung „Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft". Im Jahr 1987 wurde das Unternehmen schließlich mit der Maschinenfabrik Rieter, Winterthur vereint. Der Umsatz des Betriebes belief sich 1989 auf 400,9 Mio DM, 2839 Beschäftigte wurden am 31.12.1989 gezählt. 1990/1991 wurden der Armatur- und der Gussbereich schließlich ausgegliedert. Ab 1992 firmierte das Unternehmen unter „Rieter Ingolstadt Spinnereimaschinenbau Aktiengesellschaft". Der Markenname „Rieter" wurde eingeführt.

RIETER

Im Jahr 2008 wurde das Unternehmen in eine GmbH umgewandelt und trägt nun den Namen Rieter Ingolstadt GmbH. Derzeit sind ca. 400 Mitarbeiter am Standort Ingolstadt beschäftigt. In der Niederlassung werden verschiedene Streckenmodelle und die Rotorspinnmaschine entwickelt und produziert. Diese Maschinen dienen zur Herstellung von Qualitätsgarnen und werden von Ingolstadt aus in über 80 Länder dieser Erde exportiert. Etwa 40 Prozent des Geländes des ehemaligen Hauptlaboratoriums werden weiterhin genutzt. Rieter Ingolstadt ist mit seinen Produkten ein wichtiger Standort innerhalb des Rieter Konzerns. In Verbindung mit dem Ersatzteilgeschäft für beide Maschinentypen und mit der Kompetenz der Mitarbeiter arbeitet das Unternehmen heute und in Zukunft an kundenorientierten neuen Produkten und Nachrüstungen, um die derzeit sehr gute Marktposition weiter zu verbessern. Jedoch wird das Werk auch weiterhin mit den extremen Marktschwankungen im Textilmaschinenbau konfrontiert werden und sich diesen Veränderungen anpassen müssen.[15] Was 1883 mit dem Königlich Bayerischen Hauptlaboratorium begann, ist heute Teil eines international agierenden Unternehmens.[16]

Friedrich-Ebert-Straße mit Blick auf die Gaststätte Stiefelwirt, 1967

Stiefelwirt

Zum geselligen Beisammensein gingen Arbeiter nach Feierabend gerne in den **Stiefelwirt**, der direkt am Haupteingang des ehemaligen Hauptlaboratoriums in der heutigen Friedrich-Ebert-Straße lag. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war die wöchentliche Ausbezahlung der Arbeiterschaft immer freitags üblich.

Johann Stachel, Jahrgang 1944, der die ersten 10 Jahre seiner Kindheit in der Feldkirchener Straße gewohnt hat, erzählt über den Tag der Lohnauszahlung:

„Man muss sich vorstellen, damals ist wöchentlich ausbezahlt worden und zwar bar. Da standen dann die Frauen mit dem Kinderwagen da und dann musste der Mann zumindest schon mal einen Teil der Lohntüte abgeben. Dann ist er in die Wirtschaft und da wurde Karten gespielt mit den Kollegen. Teilweise wurde da das, was auf der Tafel noch anstand, das heißt die Schulden, die man noch hatte, beglichen. Dann wurde die Tafel gelöscht, bis dann Mitte der Woche begonnen wurde mit neuen Strichen. Aber das war üblich so.“

Ausschnitt aus **Pharus-Plan um 1919** mit Barackenlager auf dem Pionierübungsplatz

vom

Barackenviertel

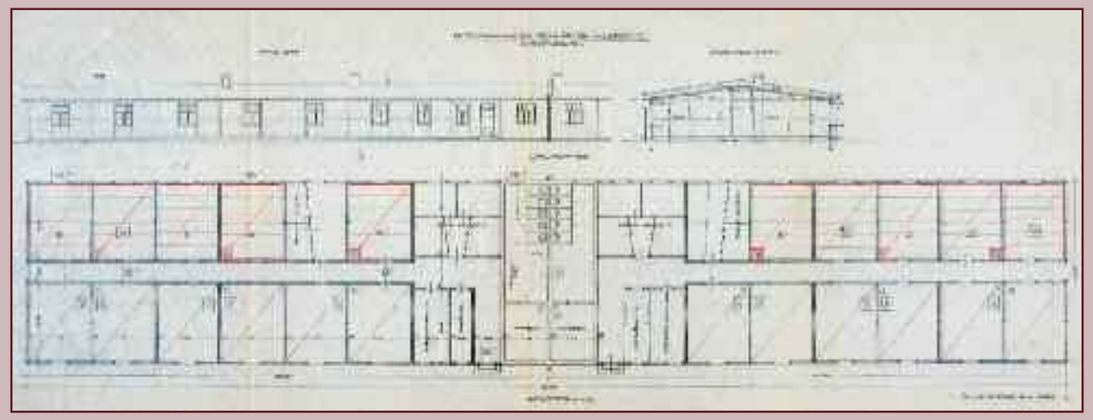
zum

Bauboom

Postkarte „Gruß aus dem Barackenlager”, geschrieben am 1. Februar 1916

Wie sah es mit der Unterbringung der wachsenden Arbeiterschaft des 1883 in Betrieb genommenen Hauptlaboratoriums aus?
Tausende Arbeiter kamen durch den gewaltigen Ausbau der Rüstungsindustrie Ende des 19. Jahrhunderts nach Ingolstadt, die wirtschaftliche Lage stabilisierte sich und die Bevölkerung wuchs. Doch in Folge der Rayon-Gesetze von 1871, die Bauvorhaben außerhalb des Festungsgürtels stark beschränkten, war eine räumliche Expansion Ingolstadts nahezu unmöglich geworden. Es herrschte eine um sich greifende Wohnungsnot. Südlich des Hauptlaboratoriums wurden auf dem Gelände des Pionierübungsplatzes schließlich zur Unterbringung der Arbeiter Baracken errichtet – vorerst provisorische aus Holz, später in festerer Bauweise, deren Zahl im Ersten Weltkrieg auf über 40 anwuchs. In diesen wurden zum einen anfänglich Soldaten des Betriebsbataillons, später auch Hilfsdienstpflichtige untergebracht, es gab zudem Zivilarbeiter und Frauenbaracken.
Auch wenn infolge der gelockerten Gesetze ab 1895 als „Arbeiterkolonien“ bezeichneter Wohnraum nördlich des Hauptlaboratoriums geschaffen wurde, hielt die extreme Wohnungsnot weiterhin an. Aufgrund von überbelegten Privatunterkünften und dem Ende des Wohnungsbaus im Verlauf des Ersten Weltkrieges wurden Notunterkünfte zur oft einzigen Ausweichmöglichkeit. 1917 lebten von den über 5000 Arbeiterinnen des Hauptlaboratoriums mehr als 1500 in Massenquartieren. Die Lebensbedingungen in den Barackenlagern waren hart. Es gab kaum sanitäre Anlagen, Ungeziefer und Krankheiten waren an der Tagesordnung. An einen Rückzug ins Private war nicht zu denken.

Lageplan der Baracken auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz, vor 1920



Plan der Baracke A als Notwohnung auf dem Pionierübungsplatz, 8. April 1920

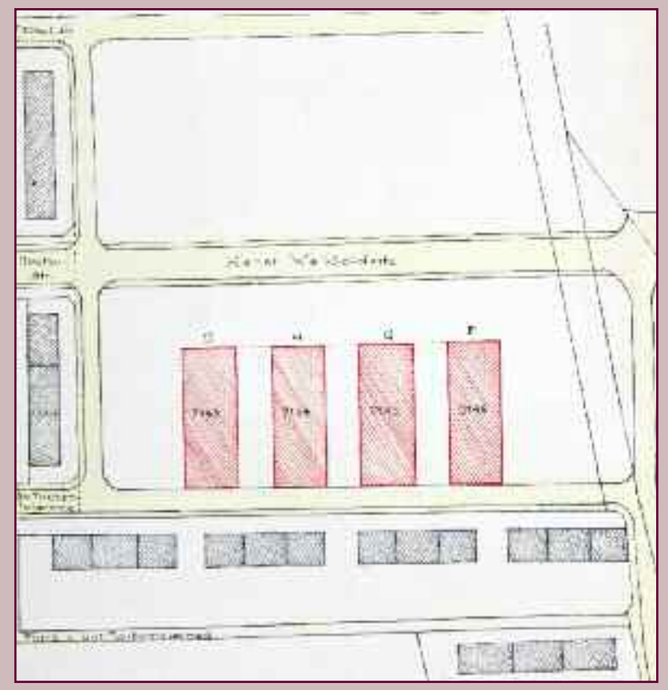
Frauenunterkunft im Massenquartier um 1917

Über 40 Baracken standen zur Zeit des Ersten Weltkriegs auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz.

Vor allem kinderreiche Arbeiterfamilien lebten nach Ende des Ersten Weltkriegs in den 1920er/30er Jahren aufgrund von Wohnungsnot und Armut in den Barackenlagern.

Noch heute wird über dieses dunkle Kapitel des jetzigen Konradviertels nicht gerne gesprochen – es scheinen kaum mehr Erinnerungen überliefert zu sein und wenn, wird verständlicherweise nicht gerne an diesen gerührt. Barackenviertel wurde das Viertel zu dieser Zeit im Volksmund genannt und die Bewohner der Notunterkünfte oft abfällig als „Barackler“ bezeichnet. Auch im Stadtarchiv lassen sich nur wenige Materialien über die Barackensiedlung auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz finden, deren vollständiger Abriss erst ab 1938 erfolgte.

Baracken an der Goethestraße, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg abgerissen wurden.



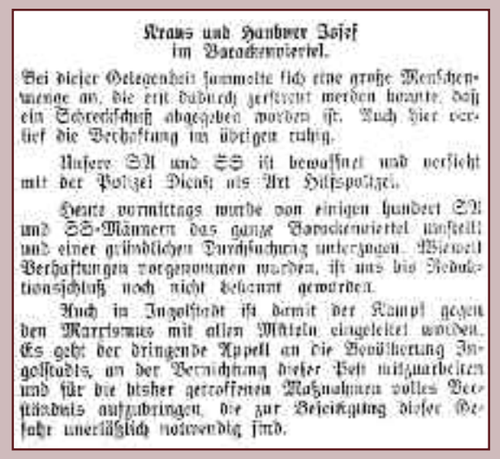
Plan der Baracken am Horst-Wessel-Platz, heute Goetheplatz, Mai 1943

Vier am heutigen Goetheplatz stehende Baracken, der im „Dritten Reich“ Horst-Wessel-Platz genannt wurde, befanden sich dort auch noch gegen Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg. Auf dem noch vorhandenen Bildmaterial erscheinen diese in soliderer Bauweise, was wahrscheinlich ihre längere Nutzung begründet. Im Lageplan der Baracken von vor 1920 erscheinen sie bereits als Zivilarbeiterbaracken A-D. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebten hier wohnungslose, meist kinderreiche Familien.

Über die Zustände in den Barackenlagern zur Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erzählt ein Zeitzeuge, der in diesem Zusammenhang nicht namentlich genannt werden will:

„Früher hieß unser Viertel ja leider ‚Barackenviertel', das war der Volksname, das war keine Erniedrigung, aber es war – wenn ich das Wort 'Ghetto' sagen darf, aber ich will es nicht sagen – es war schlimm. Im Barackenviertel, da waren Leute, die zum Teil kriminell waren, aber zum großen Teil nichts dafür konnten, weil sie entweder arbeitslos waren und nicht in die Partei gegangen sind oder Kommunisten oder Sozialdemokraten waren. Der Mann hat keine Arbeit gehabt und vielleicht drei, vier Kinder gehabt. Die haben sie dann da reingeschoben. Was soll so ein Mann mit seiner Frau und drei, vier Kindern auch machen. Die Kinder in den Straßengraben legen? Der ist halt da reingegangen. Und als Buben haben wir auch Freunde da drin gehabt. In der Schule, das hat man natürlich sofort gemerkt, die haben kein Pausenbrot gehabt, die haben ein Gewand angehabt, das haben sie monatelang angehabt, bis es wirklich zerrissen war."

Das „Barackenviertel" galt bei den Nationalsozialisten als Hochburg der Kommunisten und Sozialdemokraten. Josef Würdinger schreibt in „Zeitreise durch die Geschichte der Ingolstädter Stadtpolizei" über Polizeieinsätze im Barackenlager während des „Dritten Reiches", „wo nach Kommunisten und anderen Regimegegnern gefahndet werden musste".[17]



Kraus und Hanbner Josef
im Barackenviertel.

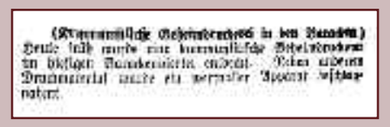
Bei dieser Gelegenheit sammelte sich eine große Menschenmenge an, die erst dadurch zerstreut werden konnte, daß ein Schreckschuß abgegeben worden ist. Auch hier verlief die Verhaftung im übrigen ruhig.

Unsere SA und SS ist bewaffnet und versieht mit der Polizei Dienst als Art Hilfspolizei.

Heute vormittags wurde von einigen hundert SA und SS-Männern das ganze Barackenviertel umstellt und einer gründlichen Durchsuchung unterzogen. Wieweit Verhaftungen vorgenommen wurden, ist uns bis Redaktionsschluß noch nicht bekannt geworden.

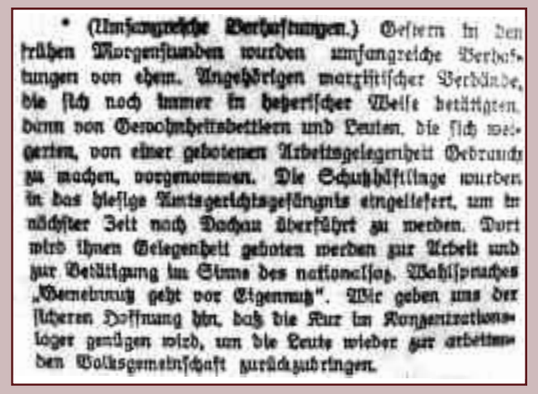
Auch in Ingolstadt ist damit der Kampf gegen den Marxismus mit allen Mitteln eingeleitet worden. Es geht der dringende Appell an die Bevölkerung Ingolstadts, an der Vernichtung dieser Pest mitzuarbeiten und für die bisher getroffenen Maßnahmen volles Verständnis aufzubringen, die zur Beseitigung dieser Gefahr unerläßlich notwendig sind.

Donaubote vom 11.3.1933



(Kommunistische Gehemdepredigt in den Baracken)
Heute früh wurde eine kommunistische Hetzschrift im hiesigen Barackenviertel entdeckt. Neben anderen Druckmaterial wurde ein gewisser Apostel festgenommen.

Donaubote vom 31.3.1933



* (Umfangreiche Verhaftungen.) Gestern in den frühen Morgenstunden wurden umfangreiche Verhaftungen von ehem. Angehörigen marxistischer Verbände, die sich noch immer in hetzerischer Weise betätigten, dann von Gewohnheitsbettlern und Leuten, die sich weigerten, von einer gebotenen Arbeitsgelegenheit Gebrauch zu machen, vorgenommen. Die Schutzhäftlinge wurden in das hiesige Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert, um in nächster Zeit nach Dachau überführt zu werden. Dort wird ihnen Gelegenheit geboten werden zur Arbeit und zur Betätigung im Sinne des nationalsoz. Wahlspruches „Gemeinnutz geht vor Eigennutz". Wir geben uns der sicheren Hoffnung hin, daß die Kur im Konzentrationslager genügen wird, um die Leute wieder zur arbeitenden Volksgemeinschaft zurückzubringen.

Donaubote vom 18.7.1933

Neben den Baracken auf dem Pionierübungsplatz gab es während des Zweiten Weltkriegs Zeitzeugen zufolge auch Baracken an der Kurt-Huber-Straße auf Höhe der Regensburger Straße beim ehemaligen Viehmarktgelände. Hier wurden zu Kriegszeiten Augenzeugenberichten zufolge Zwangsarbeiter und nach Kriegsende – wie am Goetheplatz – wohnungslos gewordene Ingolstädter Familien und Flüchtlinge untergebracht. In einem Adressbuchauszug von 1950 ist von fünf Baracken und einem Behelfsheim der DESPAG in der Kurt-Huber-Straße die Rede. In diesen lebten dem Adressbuch zufolge um 1950 vor allem Arbeiter. Es ist zu vermuten, dass es sich hier um die besagten ehemaligen Notunterkünfte für die Zwangsarbeiter handelt.[18]

Georgine Putschögl, Jahrgang 1932, die ehemalige Geschäftsführerin der Pension Hecht an der Regensburger Straße, die auch heute noch von der Familie betrieben wird, gibt Erinnerungen an diese Baracken aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wieder:

„Da sind wir als Kind immer runtergelaufen, weil wir da Freunde gehabt haben in den Baracken – Ausgebombte haben dort gewohnt. Das war kein Gesindel, das waren ganz normale Familien. Das waren so richtige Holzbaracken."

Die Besiedelung

Aufgrund der katastrophalen Wohnsituation vieler Arbeiterfamilien und der Wohnungsnot stellte sich, wie beschrieben, bereits vor dem Ersten Weltkrieg die dringende Aufgabe, neuen Wohnraum im Gebiet rund um das Hauptlaboratorium zu schaffen. Nach der Lockerung der Rayon-Gesetze im Jahr 1895 wurde der Grundstein für die Schaffung nicht militärischer Bauten gelegt. Erste Arbeiterwohnungen entstanden nördlich des Hauptlaboratoriums und standen am Anfang des „Laboratoriumsviertels", das nach der Einweihung der Notkirche St. Josef im Oktober 1917 von der Bevölkerung im Laufe der Zeit „Josefsviertel" genannt wurde. Die Geburtsstunde des Namens „Konradviertel" hatte noch nicht geschlagen, denn bis zum Bau der St. Konrad-Kirche sollten noch einige Jahrzehnte vergehen. Noch gebräuchlicher als der Name „Josefsviertel", der sich aus der Kirchenzugehörigkeit begründete, war für viele Jahre der Name „Nordviertel" für das gesamte Gebiet nördlich der durch die Stadtmauer begrenzten Innenstadt. Weitere Viertel gab es neben dem Südviertel um den Hauptbahnhof zu dieser Zeit noch nicht, auch die Eingemeindungen waren noch nicht vollzogen. Der im Volksmund vorherrschende Name „Barackenviertel" stand für das Problem der verheerenden Wohnungsnot, das es zu lösen galt.[19]

Im Erläuterungsbericht des Wirtschaftsplans der Stadt Ingolstadt von 1941 steht über den notwendigen Wandel des jetzigen Konradviertels nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben: „Gegen die ärgste Wohnungsnot wurde in der ersten Zeit nach dem Umsturz Abhilfe im Ausbau der von den Hilfsdienstpflichtigen frei gewordenen Baracken versucht; die rund 300 solcherart am vormaligen Pionierübungsplatz entstandenen Notwohnungen haben jahrzehntelang schwere Sorgen und Lasten zur Folge gehabt; sie haben es immerhin der Stadt auch ermöglicht, dieses ehemalige Heeresgelände zu erwerben und die allmähliche Umsiedelung in Dauerbauten darauf einzuleiten."[20]

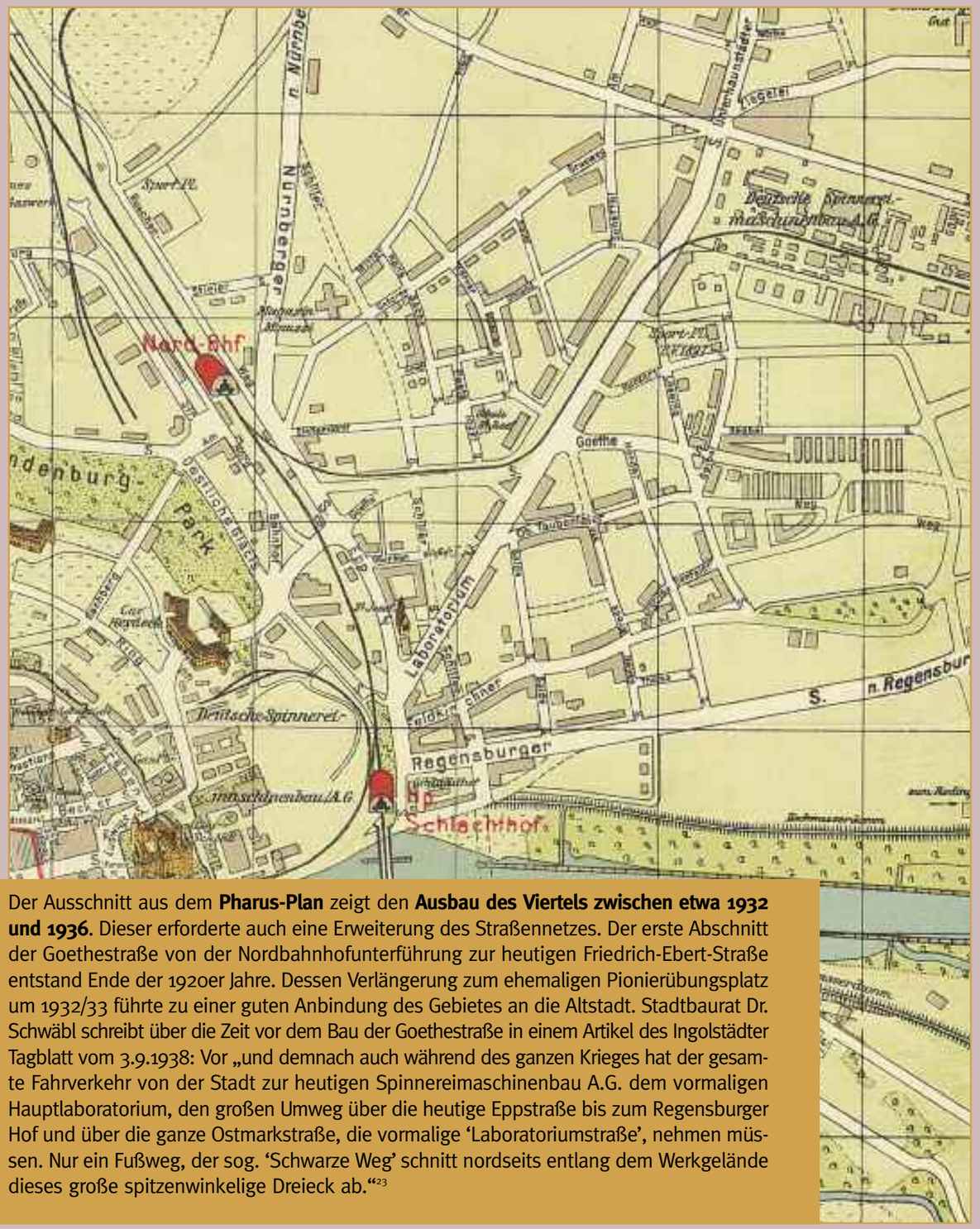
Der Uhlmannblock

Als eines der ersten festen Wohngebäude entstand der legendäre „Uhlmannblock“ an der Ecke der heutigen Schiller- und Regensburger Straße, westlich des heutigen Konradviertels, gelegen. 100 Wohnungen wurden von der alteingesessenen Firma Holzbau Uhlmann AG, einem der ersten industriellen Betriebe Ingolstadts, mit diesem Wohnblock noch vor dem Ersten Weltkrieg errichtet.[21]

Gemeinnütziger Wohnungsbau: Arbeiter auf dem Bau, um 1920

In den 1930er Jahren setze schließlich eine gewaltige Bautätigkeit im heutigen Konradviertel ein. Die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH (GWG) wurde im Jahr 1934 durch die Initiative und mit finanzieller Unterstützung der Stadt Ingolstadt gegründet, um der Wohnungsnot ein Ende zu setzen.

Zwischen Gründung und Beginn des Zweiten Weltkriegs, der die Bautätigkeit schließlich unmöglich machte, erbaute die GWG rund 700 Wohnungen, die vor allem für Heeresangehörige und Arbeiter vorgesehen waren. Es stellte sich zudem die Aufgabe, den durch die Wiederaufrüstung wohnungslos gewordenen Familien, die aus nach dem Ersten Weltkrieg bewohnten Kasernen, Kavalieren und ähnlichem ausziehen mussten, neuen Wohnraum zu bieten. Den Anfang machten Wohngebäude an der Regensburger Straße 14 bis 18 1/3. Die Baumaßnahmen schritten zügig voran und bald entstand auch an der Goethestraße eine neue Wohnsiedlung. Noch kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden 1939 an der heutigen Kurt-Huber-Straße, damals Casellastraße genannt, 60 Mietwohnungen, vornehmlich für Heeresmitarbeiter, erbaut. Die Wohnungen erfüllten aufgrund der zeitlichen Bedrängnis und der Einschränkung bei der Verwendung von Baumaterial durch die Rüstungswirtschaft nur einfache Standards. Sie waren mit einer Wohnküche und einer Ofenheizung ausgestattet und im Durchschnitt ca. 50 Quadratmeter groß. Bäder gab es nicht, stattdessen wurde eine gemeinsame Waschküche im Keller genutzt. Die Miete betrug damals 0,40 Reichsmark pro Quadratmeter. Vergessen werden darf bei diesen günstigen Mietpreisen jedoch nicht, dass die durchschnittlichen Stundenlöhne oft unter einer Reichsmark lagen. Die Häuser selbst waren schlicht und funktional gehalten, meist zweigeschossig und auf das Wesentliche konzentriert.[22]



Der Ausschnitt aus dem **Pharus-Plan** zeigt den **Ausbau des Viertels zwischen etwa 1932 und 1936**. Dieser erforderte auch eine Erweiterung des Straßennetzes. Der erste Abschnitt der Goethestraße von der Nordbahnhofunterführung zur heutigen Friedrich-Ebert-Straße entstand Ende der 1920er Jahre. Dessen Verlängerung zum ehemaligen Pionierübungsplatz um 1932/33 führte zu einer guten Anbindung des Gebietes an die Altstadt. Stadtbaurat Dr. Schwäbl schreibt über die Zeit vor dem Bau der Goethestraße in einem Artikel des Ingolstädter Tagblatt vom 3.9.1938: Vor „und demnach auch während des ganzen Krieges hat der gesamte Fahrverkehr von der Stadt zur heutigen Spinnereimaschinenbau A.G. dem vormaligen Hauptlaboratorium, den großen Umweg über die heutige Eppstraße bis zum Regensburger Hof und über die ganze Ostmarkstraße, die vormalige ‘Laboratoriumstraße’, nehmen müssen. Nur ein Fußweg, der sog. ‘Schwarze Weg’ schnitt nordseits entlang dem Werkgelände dieses große spitzenwinkelige Dreieck ab.“[23]

Die Baracken auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz wurden durch erste Wohnblöcke an der Goethestraße und am heutigen Goetheplatz, im „Dritten Reich“ Horst-Wessel-Platz genannt, ersetzt. Maßgeblich zum Abriss der Notunterkünfte beigetragen hatte der **Ausbau der Goethestraße**, wie Stadtrat Dr. Schwäbl in genanntem Artikel schreibt: „Der Umstand, daß diese Zubringerstraße über den alten Pionierübungsplatz und hierdurch mitten durch das bisherige Elendsviertel der Kriegsbaracken führt, hat deren Abbruch und ihren Ersatz durch schmucke, neue Wohnbauten noch ganz erheblich beschleunigt.“[24]

Vor ihrem Ausbau zur verbreiterten Zubringerstraße in den 1960er Jahren war die Goethestraße geprägt durch **Heimgärten**, die vor den Hauseingängen der Wohngebäude lagen und den Bewohnern der städtischen Kleinwohnungsbauten eine gewisse Selbstversorgung ermöglichten.

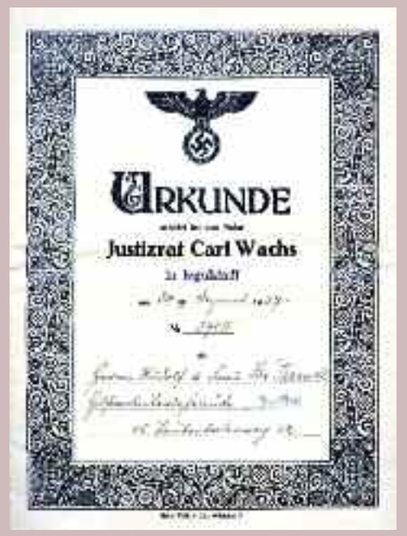
… lauter kleine Häuser, alle gleich …

Das Reichsheimstättengesetz und die Siedlungshäuschen

Wohnblöcke in Zeilenbauweise entstanden an der Regensburger Straße zwischen 1934 und 1938

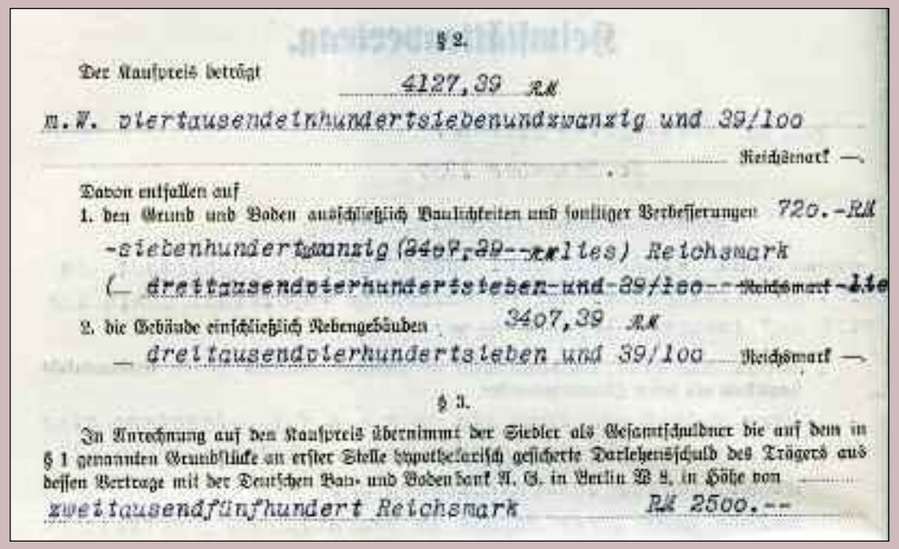
Max Kuttenreich, Jahrgang 1942, pensionierter Besitzer der Traditionsbäckerei Kuttenreich, schildert die Ausstattung der Wohnungen in seiner Kindheit:

„Die ganzen Blöcke haben ja früher kein Bad gehabt. Es gab eine Küche, ein Schlafzimmer und vielleicht noch ein kleines Zimmer und da haben dann mindestens vier Personen drin gelebt. Dann haben sie eine kleine Toilette gehabt, also da war nicht viel Platz. Aber die Leute hatten große Gärten und in den Gärten hatten sie ihre Schuppen und den ganzen Sommer über waren die Leute dort und haben da etwas gemacht. Da waren Bäume drin, da haben sie Rettich gezüchtet, da haben sie Hühner gehabt. Da haben die Leute mehr draußen gelebt."



Der „Heimstättenvertrag“ regelte die Kaufsmodalitäten.

In den 1920er und 1930er Jahren entstanden nicht nur Wohnblöcke im Viertel, gebaut wurden auch sogenannte Kleinsiedlungen, die durch kleine Siedlungshäuser geprägt waren. Grundlage für deren Erbauung bildete das im Mai 1920 von der Deutschen Nationalversammlung beschlossene Reichsheimstättengesetz, in dessen erstem Paragraphen es heißt: „Das Reich, die Länder und die Gemeinden und Gemeindeverbände können Grundstücke, die aus einem Einfamilienhause mit Nutzgarten bestehen (Wohnheimstätten), oder landwirtschaftliche oder gärtnerische Anwesen, zu deren Bewirtschaftung eine Familie unter regelmäßigen Verhältnissen keiner ständigen fremden Arbeitskräfte bedarf (Wirtschaftsheimstätten), als Heimstätten zu Eigentum ausgeben.“
Bevorzugt behandelt werden sollten bei der Vergabe besonders, wie es im zweiten Paragraphen heißt, „Kriegsteilnehmer, insbesondere Kriegsbeschädigte, sowie Witwen der im Krieg Gefallenen und kinderreiche Familien (...)“.[25]
Die Festlegung des Kaufpreises wurde dabei der Landesgesetzgebung überlassen und jeweils so gestaltet, dass es den Bedürftigen möglich wurde, eine solche Heimstätte zu erwerben. Zudem wurde das Eigentum durch das Reichsheimstättengesetz geschützt. So schränkte dieses unter anderem die Möglichkeit der Zwangsversteigerung stark ein, um einen Verlust des Hauses für die Bewohner soweit wie möglich zu verhindern. Das Gesetz sollte vornehmlich dazu dienen, sicheren, dauerhaften Wohnraum für benachteiligte Bevölkerungsgruppen zu schaffen. Im „Dritten Reich“ trat 1937 eine modifizierte Version des Gesetzes in Kraft, dessen Grundlagen blieben jedoch erhalten. Die meisten Heimstätten entstanden nach Startschwierigkeiten wohl erst ab den 1930er Jahren.[26] Im Jahr 1993 wurde das Gesetz aufgehoben, gelockert worden war es jedoch bereits in den Jahrzehnten zuvor.



§ 2.

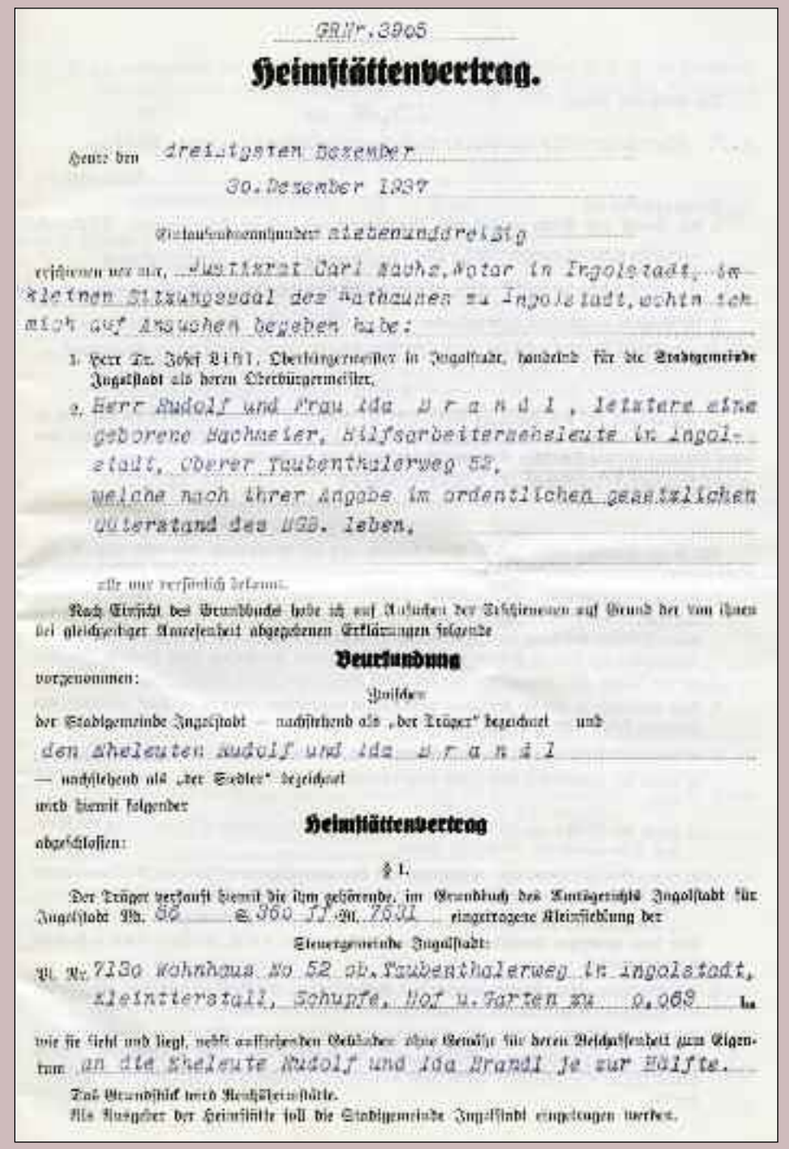
Der Kaufpreis beträgt 4127,39 RM

m.W. viertausendeinhundertsiebenundzwanzig und 39/100 Reichsmark —.

Davon entfallen auf
1. den Grund und Boden ausschließlich Baulichkeiten und sonstiger Verbesserungen 720.-RM
-siebenhundertzwanzig (3407,39--RMles) Reichsmark
(— dreitausendvierhundertsieben-und-39/100-- Reichsmark -Die
2. die Gebäude einschließlich Nebengebäuden 3407,39 RM
— dreitausendvierhundertsieben und 39/100 Reichsmark —

§ 3.

In Anrechnung auf den Kaufpreis übernimmt der Siedler als Gesamtschuldner die auf dem in § 1 genannten Grundstücke an erster Stelle hypothekarisch gesicherte Darlehensschuld des Trägers aus dessen Verträge mit der Deutschen Bau- und Bodenbank A. G. in Berlin W 9, in Höhe von
zweitausendfünfhundert Reichsmark RM 2500.--



GR.Nr.3905

Heimstättenvertrag.

Heute den dreiundzwanzigsten Dezember
30. Dezember 1937
Tausendneunhundertsiebenunddreißig

erschienen vor mir, Justizrat Carl Wachs, Notar in Ingolstadt, im kleinen Sitzungssaal des Rathauses zu Ingolstadt, wohin ich mich auf Ansuchen begeben habe:

1. Herr Dr. Josef Listl, Oberbürgermeister in Ingolstadt, handelnd für die Stadtgemeinde Ingolstadt als deren Oberbürgermeister,
2. Herr Rudolf und Frau Ida B r a n d l, letztere eine geborene Bachmeier, Hilfsarbeitereheleute in Ingolstadt, Oberer Taubenthalerweg 52,
welche nach ihrer Angabe im ordentlichen gesetzlichen Güterstand des BGB. leben,

alle mir persönlich bekannt.

Nach Einsicht des Grundbuchs habe ich auf Ansuchen der Erschienen auf Grund der von ihnen bei gleichzeitiger Anwesenheit abgegebenen Erklärungen folgende

Beurkundung

vorgenommen:

Zwischen
der Stadtgemeinde Ingolstadt — nachstehend als „der Träger“ bezeichnet — und
den Eheleuten Rudolf und Ida B r a n d l
— nachstehend als „der Siedler“ bezeichnet
wird hiermit folgender

Heimstättenvertrag

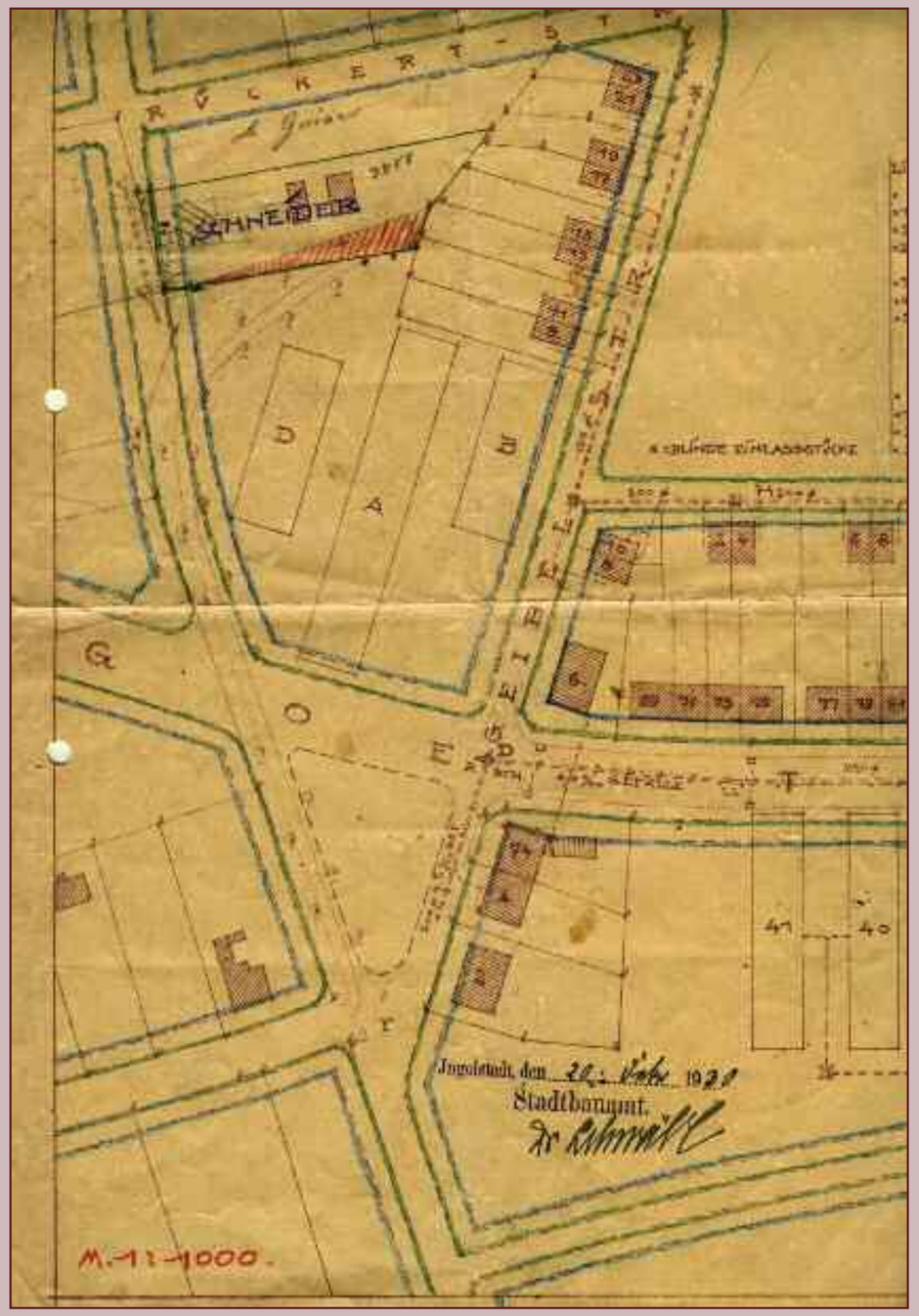
abgeschlossen:

§ 1.

Der Träger verkauft hiemit die ihm gehörende, im Grundbuch des Amtsgerichts Ingolstadt für Ingolstadt Bd. 80 S. 360 II/III. 7631 eingetragene Kleinsiedlung der
Steuergemeinde Ingolstadt:
Pl. Nr. 713c Wohnhaus No 52 ob. Taubenthalerweg in Ingolstadt, Kleintierstall, Schupfe, Hof u. Garten zu 0,068 ha
wie sie steht und liegt, nebst aufstehenden Gebäuden ohne Gewähr für deren Beschaffenheit zum Eigentum an die Eheleute Rudolf und Ida Brandl je zur Hälfte.
Das Grundstück trägt Reichsheimstätte.
Als Ausgabe der Heimstätte soll die Stadtgemeinde Ingolstadt eingetragen werden.

Christine Irrenhauser, Jahrgang 1939, wuchs in einer Heimstätte auf. Über den Bau der Kleinsiedlung, in der sie lebte, berichtet sie:

„Dann wurden unsere Siedlungen gebaut auf dem Pionierübungsplatz. Zwischen Unterer Taubenthaler Weg und Lessingstraße, das sind die Siedlungshäuser, die um 1933 gebaut wurden. Beim Bau der Häuser mussten alle mithelfen, die sie später bekommen haben. Aber es hat noch keiner gewusst, wer das Haus bekommt, die einzelnen Häuser waren noch nicht bestimmt. Das ist erst später verlost worden, damit ja keiner bessere Materialien verwenden konnte.“



Auf dem Plan des Stadtbauamtes von 1930 sind sowohl Überbleibsel des Barackenlagers auf dem Pionierübungsplatz zu sehen (Baracken A, B, D und Baracken 40, 41) als auch Siedlungshäuser eingezeichnet (kleine schraffierte Felder).

Bau der Kleinsiedlung am Unteren Taubenthaler Weg (heute Unterer Taubentalweg) in den 1930er Jahren

Die Siedlungshäuser wurden in kurzer Zeit errichtet, an Baumaterial wurde dabei meist gespart, wie Kajetan Irrenhauser, geboren 1935, der Mann von Christine Irrenhauser, der selbst im Viertel aufwuchs, schildert:

„Lauter kleine Häuser, alle gleich: 5 Meter 50 lang pro Nase, elf Meter waren es, weil es waren immer zwei Häuser. Wie viele Quadratmeter haben die gehabt? 56 glaub' ich, mehr haben die nicht gehabt und das für kinderreiche Familien. Aber das war damals die Zeit. Die Zwischenwand zwischen den Häusern, das war eine elfer Wand."

Christine Irrenhauser ergänzt dazu:

„Ein Ziegel war dazwischen. Der 'Reichsformatziegel' sagte man. Im Winter war das Eis an den Wänden."

Über die beengten Wohnverhältnisse erzählt sie weiter:

„Wir waren fünf, aber ich bin ja erst 1939 geboren, meine Geschwister waren älter, da waren die meisten schon aus dem Haus. Im Haus war unten eine Küche und die Küche war unterkellert, nur der eine Raum. Und dann gab es noch ein Schlafzimmer und abgetrennt war noch eine kleine Kammer, da hat man hintereinander Betten stellen können, mehr nicht, da war eine Rigipswand dazwischen. Oben waren auch zwei Zimmer, ein größeres und ein kleineres. Und da haben meine Großeltern früher gewohnt und als sie verstorben waren, meine Schwester."

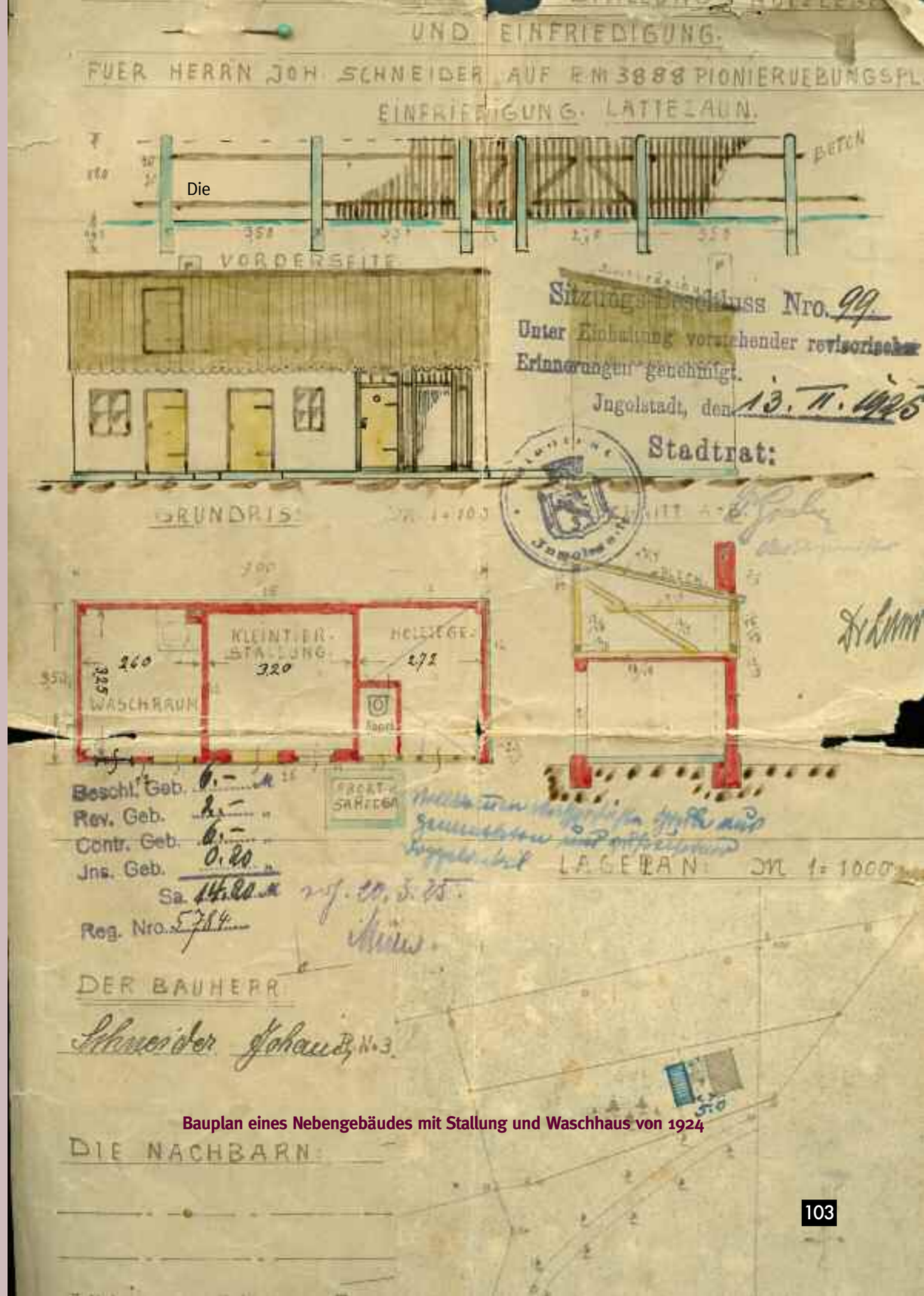
Auch die im Vorfeld geplante Aufteilung der Räume nach deren Sinn und Zweck war für die Bewohner teilweise wenig sinnvoll, wie Christine Irrenhauser veranschaulicht:

„Der Gang, wo es die Treppe raufging – das war als Waschhaus gedacht. In der Küche war gar kein Wasser, man musste das Wasser holen. Und der ganze Dampf wäre dann in die oberen Zimmer raufgegangen. Da ist ja alles im Kessel ausgekocht worden. Und hinter dem Haus der Anbau war als Stall gedacht. Da haben sich die Leute einen Schuppen dazugestellt und diesen als Stall genutzt und das Waschhaus in den Stall verlegt."

Siedlerhaus, 1933
Zu den Häusern gehörte ein Garten, der den Familien die Möglichkeit gab, sich selbst durch den Anbau von Obst und Gemüse zu versorgen. Üblich war zudem die Haltung von Kleintieren wie Ziegen, Hühnern und Hasen im dazugehörigen Stall.

Gehege für Hasen

Kinderschar am Oberen Taubenthaler Weg, 1936



Bauplan eines Nebengebäudes mit Stallung und Waschhaus von 1924

Als Kajetan Irrenhauser das Siedlungshaus in den 1980er Jahren nach Erhalt der Genehmigung abriss, zeigte sich abermals die schlechte Bausubstanz des Hauses:

„Ich hab' damals die Hütte abgerissen, weil ich ja frisch gebaut habe. Das war – ich möchte sagen – ein Loch ausgraben und ein Haus reinstellen. Weil erstmal war oben der ganze Dachstuhl zusammengebaut, die Treppen, die da rauf gingen, die waren auch quer durchgebaut. Da hat man Angst gehabt, der Nachbar fällt auf der anderen Seite runter. Und die Fensterstürze, die waren auch durchgebaut. Da hab ich mit dem Schraubenzieher unten den Zement rausgeholt, geflext und dann ganz leicht geklopft, bis der Fenstersturz abgebrochen ist."

Wie Kajetan Irrenhauser so rissen die meisten Erben nach der Nachkriegszeit ihr Siedlungshaus ab, wenn dies genehmigt wurde, oder bauten es um, um ein moderneres und solideres Gebäude zu erhalten.

Mit dem Bau der Siedlungshäuser und der Wohnblöcke veränderte sich der Status vieler Familien, wie Hildegard Wirthmüller in „Ingolstädter Jugend unter dem Hakenkreuz 1933 – 1945", einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser Zeit, beschreibt: Im „Nordviertel der Stadt verschwanden die Baracken und damit das Schimpfwort 'Barackler', das die Ärmsten der Armen noch tiefer in die Verachtung der Gesellschaft gedrückt hatte. Die elenden Notunterkünfte wurden durch neue Wohnblöcke ersetzt, die den Arbeiterfamilien ein menschenwürdiges Zuhause ermöglichten. Das Ansehen des Arbeiterstandes wurde spürbar angehoben und kinderreiche Familien wurden nicht mehr als asozial eingestuft (...)".[27]
Eine Entwicklung, die sich die Nationalsozialisten auf ihre Fahne schrieben, die jedoch bereits in den 1920er Jahren ihren Anfang genommen hatte.

Geibelstraße, 1934/35

Der Bau der Autobahn

Über den Bau der „Reichsautobahn" ist im Erläuterungsbericht des Wirtschaftsplans der Stadt Ingolstadt zu lesen: „Städtebaulich und verkehrspolitisch von allergrößter Bedeutung ist die Führung der Autobahn Berlin – München über Ingolstadt in den Jahren 1936/37 (...). Sie führt in einer Linie zwischen Feldkirchen und der Deutschen Spinnereimaschinenbau AG bis auf 2,5 km an die Mitte der Altstadt heran. Die Anschlußstelle Ingolstadt wurde nördlich der Donau gefunden. Dabei ist es gelungen, durch die Verlängerung der Goethestraße eine äußerst zügige Zubringerstraße (...) zu gewinnen."[28]

Im Jahr 1938 wurden Autobahn und Zubringerstraße fertiggestellt. Der Bau der Autobahn brachte für das Viertel einen gewaltigen Wandel, da die Goethestraße als direkte Anbindung zur Autobahn über die Jahre zu einer Durchfahrtsstraße mit hohem Verkehrsaufkommen wurde.
Im Verwaltungsbericht der Stadtgemeinde Ingolstadt des Jahrgang 1936/37 wird deutlich, wie stark der Bau der Autobahn für die Verwandlung des Viertels verantwortlich war. Es entsteht der Verdacht, dass auch im Interesse der NS-Propaganda auf eine schnelle Verbesserung der Lebensumstände im Viertel hingearbeitet wurde:
„Hand in Hand (...) ging, im Zusammenhang mit der für unsere Stadt günstigen Entwicklung der Linienführung der Reichsautobahn, eine weitblickende Projektierung des gesamten Wohngebiets im Zug der Goethestraße als künftiger Zubringerstraße zur Reichsautobahn. Als vordringliche, vom sozialen Standpunkt ebenso notwendige wie für die Gestaltung des Stadtbildes erforderliche Maßnahme wurde an eine Beseitigung der aus der Kriegszeit stammenden Wohnbaracken gegangen, an deren Stelle gesunde und freundliche Siedelungshäuser entstehen. Es steht zu hoffen, daß bis zur Eröffnung der Reichsautobahn im Sommer 1938 dieses lange vernachlässigte Wohngebiet seine endgiltige und den heutigen Erfordernissen entsprechende Gestaltung erfahren haben wird."[29]

Zurück zur Natur

Das Pionierhölzl wurde zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg vorübergehend auch von einem Schützenverein genutzt, der hier einen Schießstand betrieb.

Reste des Pionierhölzls finden sich noch heute in den Grünanlagen im Bereich um die Kirchen St. Konrad und St. Lukas (siehe kleines Foto).

In den 1930er Jahren kam es durch die rege Bautätigkeit und den Bau der Autobahn zum allmählichen Ausbau der Infrastruktur des Viertels, das jedoch trotzdem noch lange Zeit ländliche Strukturen bewahrte. Um deren Ursprung nachzuvollziehen, lohnt es sich, noch einmal einen Blick zurück zu werfen auf die Nutzung des Gebietes noch vor Ansiedlung der Rüstungsindustrie und dem Beginn des Siedlungsbaus.

Pionierübungsplatz und Pionierwäldchen

Bevor die Besiedelung des Konradviertels ihren Anfang nahm, war das Gebiet geprägt durch den Pionierübungsplatz, der bereits einige Zeit vor dem Ersten Weltkrieg im 19. Jahrhundert, wahrscheinlich bis spätestens zur Erbauung der Baracken, den hier stationierten Pionieren des Königreichs Bayern zu Übungszwecken diente. Dieser erstreckte sich südlich des späteren Hauptlaboratoriums bis hinunter zur Feldkirchener Straße, nördlich und südlich der heutigen Goethestraße, die erst mit dem Bau der Autobahn Mitte der 1930er Jahre entstand. Der südliche Teil des Geländes bestand aus einem kleinen Wäldchen, dem sogenannten Pionierwäldchen, auch Pionierhölzl genannt, dessen Areal zwischen St. Konrad- und St. Lukas-Kirche rund um den Kindergarten der St. Konrad-Kirche noch heute durch verbliebenen Baumbestand zu erahnen ist.[30]

Bevor das Wäldchen durch die Entstehung der Kirchen St. Konrad und St. Lukas sowie die dichtere Bebauung fast gänzlich verschwand, war es ein beliebter Spielplatz für die Kinder des Viertels. Michael Dietl, der 1933 als Kind in die Kurt-Huber-Straße, damals noch Pionierweg genannt, zog, erinnert sich:

„Das Pionierwäldchen, da stehen ja jetzt nur noch ein paar Bäume. Das war ein Wald, der war dreimal so groß. Ein paar große Bäume stehen heute noch und ich krieg' jedes Mal eine sentimentale Erinnerung, dass wir da vorbei gegangen sind in die Josefschule rauf. Da waren Bäume drinnen, Eichen, Erlen, Eschen, Buchen, Linden, Kastanien – das war ein richtiger Mischwald. Und in der Mitte waren lauter große Fichten und ein großer, schöner Platz. Ein idealer Platz für uns Buben zum Fußballspielen. Es war *der* Treff! Früher haben wir gesagt 'beim Wald' treffen wir uns. Das war unser Abenteuerspielplatz, da ist man zusammen gekommen, da hat man Fußball gespielt, da hat man gerauft, wer der Stärkere ist, wer der Anführer ist. Da waren ja ganz früher die Pioniere und haben über Pontons ihre Sachen über die Donau schleppen müssen und im Wald mussten sie dann wieder üben."

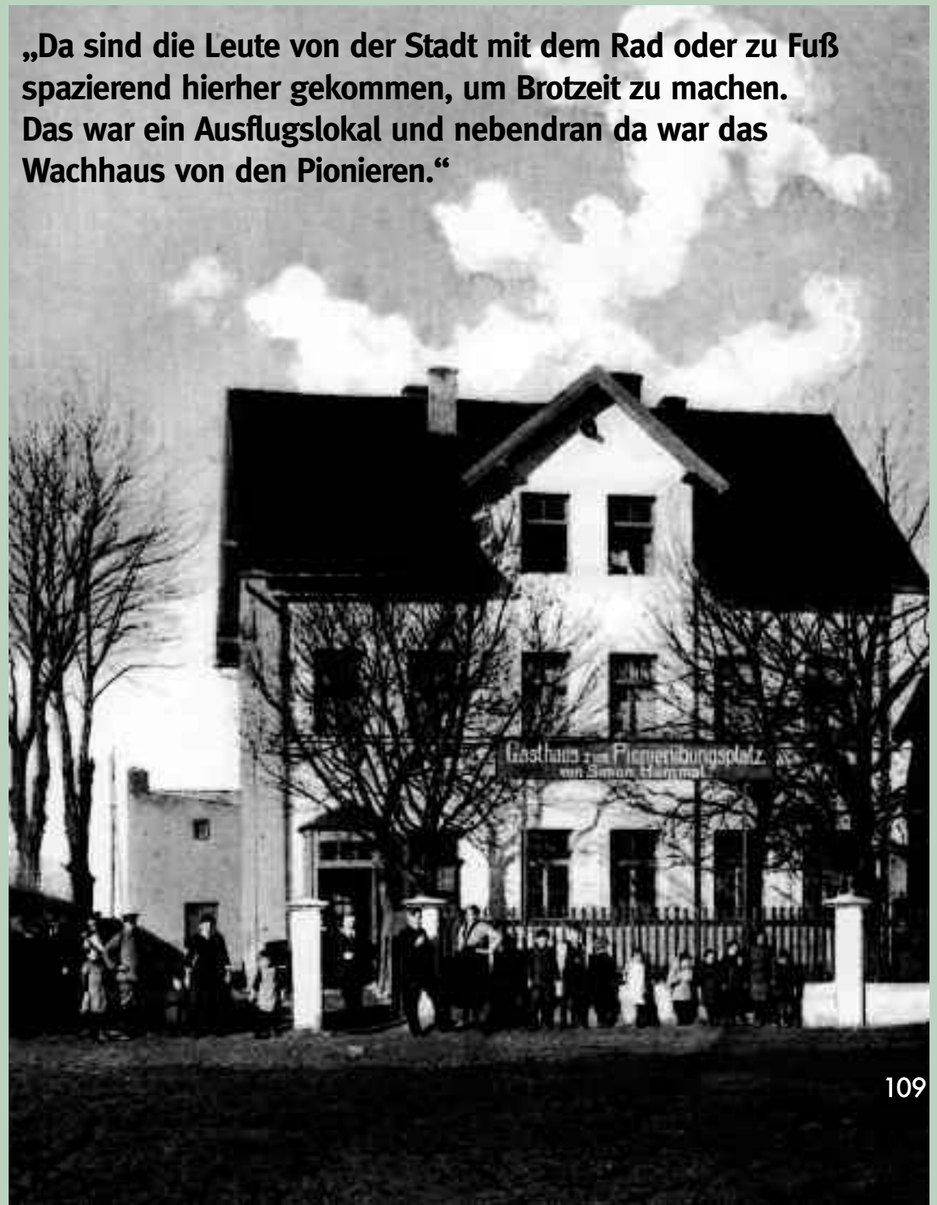
Gasthaus zum Pionierübungsplatz, um Erster Weltkrieg *(rechte Seite)*.
Das Originalgebäude des Gasthauses wurde seit seiner Entstehung mehrmals umgebaut, ist jedoch im heutigen Hotel Domizil, das weiterhin von Angehörigen der Familie Hummel geführt wird, noch zu erkennen. Anstelle des Wachhauses der Pioniere steht das heutige Hotel Bavaria.

Das Gasthaus zum Pionierübungsplatz

Als ab dem Jahr 1895 die Rayon-Gesetze von 1871 gelockert wurden, entstand 1900 neben dem Wachhaus des Pionierübungsplatzes ein Gasthaus. Das vom Bürgerlichen Brauhaus errichtete Lokal wurde im Jahr 1914 von Simon Hummel übernommen. Ob hier in der Anfangszeit, als der Pionierübungsplatz noch nicht als Barackenlager genutzt wurde, auch Pioniere ein- und ausgingen, konnte nicht wirklich geklärt werden, es ist jedoch zu vermuten. Das Gasthaus zum Pionierübungsplatz avancierte jedenfalls schnell zum beliebten Anlaufpunkt vor allem für Arbeiter des Hauptlaboratoriums und seiner nachfolgenden Betriebe. Für Ingolstädter Bürger war es noch vor der Besiedelung ein gern besuchtes Ausflugslokal.[31]

Evi Hummel, die Seniorchefin des Hotels Domizil, des ehemaligen Gasthauses zum Pionierübungsplatz, beschreibt die Gäste der damaligen Zeit:

„Da sind die Leute von der Stadt mit dem Rad oder zu Fuß spazierend hierher gekommen, um Brotzeit zu machen. Das war ein Ausflugslokal und nebendran da war das Wachhaus von den Pionieren."



In den 1930er Jahren schloss sich an das Gasthaus die einzige Landwirtschaft des Viertels mit 5 Tagwerk Feld an, wie Ingeborg Zieglmeier, die Geschäftsführerin des Hotels Bavaria erzählt: Es war eine „kleine Landwirtschaft mit Kühen, Schweinen, Pferden, Hühnern, Gänsen – wie es heute im Osten noch so kleine Landwirtschaften gibt."

Evi Hummel berichtet dazu: „Das war *der* Bauer in dem Gebiet. Da sind die Leute gekommen, um Milch zu holen und wenn sie Kartoffeln angebaut haben, haben die Leute die Kartoffeln nachgeklaubt, die nicht rausgebracht worden waren. Das Bier ist im Krug verkauft worden. Da sind die Leute noch gekommen und haben es geholt."

So gibt auch Michael Dietl wie viele andere Zeitzeugen eindrücklich das Erlebnis des Bierholens als kleiner Junge wieder:

„Gasthaus zum Pionierübungsplatz hat's damals geheißen, dann Hummel. Das war ein Gasthaus mit einem großen Bauernhof und da hat sich immer was gerührt. Die Schweine sind da rumgerannt im Hof und der Gaul und Kühe und der Hund hat gebellt. So war es, wenn man in eine Bauernwirtschaft reingegangen ist: Das Schubtürl wurde in die Höhe geschoben: ‚Was kriegst denn?' Dann hat man als Bub den Maßkrug mit dem Deckel rauf und hat eine Halbe geholt, einmal in der Woche – weil da hat man kein Geld gehabt. Und dann ist der Deckel zu: ‚Michael, du bist's.' Da hat einer den anderen gekannt. Da war die alte Frau Hummel mit dem Kopftuch und die haben noch Bier vom Fass eingeschenkt. Dann ist man mit dem Maßkrug nach Hause – das war eine Mutprobe. Der Vater ist ja erst um sechs von der Arbeit gekommen. Und da ist es schon dunkel gewesen. Im Sommer ist es gegangen, aber im Winter und im Herbst, wenn der Wind so gegangen ist und die Blätter runter gefallen sind, war's aufregend."

Als der Vater von Ingeborg Zieglmeier, der Sohn des ersten Wirtes, nicht mehr aus dem Zweiten Weltkrieg zurückkam, war es die Mutter von Ingeborg Zieglmeier, Wally Hummel, die das Gasthaus und die Landwirtschaft unter erschwerten Bedingungen weiterführte. Ingeborg Zieglmeier erinnert sich an sogenannte „Schwarzschlachtungen" aufgrund von Hungersnot während des Krieges:

„Wenn es Winter war, dann hat meine Mutter mal eine Sau geschlachtet. Dann sind die Leute gekommen und haben etwas gekauft, dann wurde das verteilt."

Als das Bier knapp wurde, gab es das sogenannte „Dünnbier", das von den Bewohnern der Umgebung mit der Kanne geholt wurde.

1964 kaufte Wally Hummel schließlich vom Freistaat Bayern das Wachhaus zum Pionierübungsplatz und baute auf diesem Grundstück zusammen mit ihrer Tochter Inge Zieglmeier das Hotel Bavaria. Nebenan entstand das Café Hummel anstelle des Gasthauses zum Pionierübungsplatz.
Im Jahr 1969 wurden beide Betriebe zusammengebaut und das Hotel Bavaria um 16 Zimmer erweitert. Das Café Hummel erfuhr 1974 eine Erweiterung zum Restaurant Hummel. Weitere Vergrößerungen und Modernisierungen erfolgten 1983. Im Jahr 1990 wurden das Hotel Bavaria und das Restaurant Hummel getrennt und es entstand das Hotel Domizil von Evi und Simon Hummel. Heute beherbergen die beiden Hotels Gäste aus aller Welt.

„80 Prozent der Häuser waren noch nicht da"

Die Anfänge des Viertels: Pionierübungsplatz und Rüstungsindustrie auf der einen, unberührte Natur und Donaunähe auf der anderen Seite. Eine industriell geprägte Gegend mit Barackenlagern als Auffangbecken Benachteiligter, doch auch eine Gegend mit der Natur im Blick und einem hohen Freizeitwert – gegensätzlich gestaltete sich das Leben im Viertel für viele Jahre.

Sehr dörflich wirkte die Kleinsiedlung am Unteren Taubenthaler Weg in den 1930er Jahren.

Georgine Putschögl mit Mutter und Schwester beim Schlittenfahren, 1930er Jahre

Im südlichen Teil war das Viertel geprägt von Feldern, südlich der Regensburger Straße erstreckten sich diese bis zum Hochwasserdamm an der Donau. Dieser war damals größer und abgeschrägter und diente den Kindern im Winter als Schlittenberg. Auch das ehemalige Pionierhölzl wurde im Winter zum Schlittenfahren genutzt.

Die meisten Straßen waren nicht geteert, auch gab es bis zum Bau der Autobahn kaum Autoverkehr im Viertel. Michael Dietl gibt seine frühesten Kindheitserinnerungen vom Beginn der 1930er Jahre wieder:

„80 Prozent der Häuser des Konradviertels waren noch nicht da und weit über 90 Prozent der Straßen. Das waren Wege, die waren nicht befestigt. Die einzige Straße, die in unserem Viertel am Anfang der 30er Jahre geteert war, das war die Regensburger Straße. Die hat sich von drinnen raus, wo früher der Schlachthof war, also wo die ersten Blöcke angefangen haben, der Uhlmannblock und die anderen, die jetzt abgerissen werden, nicht grad rausgezogen. Die hat sich wie eine Schlange rausgezogen und war links und rechts von da drin bis Mailing mit wunderschönen Lindenbäumen besetzt. Ein paar stehen noch, wenn man weiter rausfährt in Richtung Feldkirchen. Da können Sie sich vorstellen, wie im Sommer, wenn die Lindenbäume geblüht haben, alles nach Lindenblüten gerochen hat."

Die Blüten der Linden wurden zur damaligen Zeit gepflückt, um sie zu trocknen und einen vor allem bei Erkältungskrankheiten heilsamen Tee aus ihnen zu machen. Auch der Name des Gasthauses „Zur Linde", an der Ecke Geibelstraße/Goethestraße, das es in den 1930er Jahren schon gab und das heute ein Gästehaus ist, verweist auf die vielen Lindenbäume im Viertel. Vor dem Gasthaus stand Ende der 1930er Jahre im Sommer immer ein Eiswagen, der den Kindern des Viertels eine große Freude bereitete, wie Michael Dietl zum Besten gibt:

Pauli um a Fünferl

„Bei der Linde war 1938/39 immer ein Eiswagen gestanden, das waren eine Frau und ein Herr und zwar war das die Frau Pauli. Wir haben immer gesagt 'Frau Pauli' – ihn haben wir weniger gesehen, weil er hat immer den Wagen gebracht. Das war so ein Wagen, da war ein Dach drüber und da war eine Art Gefrierfach mit zwei Schüsseln. Vanille oder Schokolade? Ist ja wurscht! Und ein Löffel, nicht so einen Eislöffel, wie man ihn heute hat. Für uns Kinder hat's nur eine Währung gegeben: Einen Pfenning, einen Zwoaling, ein Fünferl und ein Zehnerl. Für einen Pfenning, da hat man schon zwei Milchkaramellen bekommen. Also hat man den Pfenning schon ein paar Mal umgedreht. Für einen Zwoaling hat man schon vier Schusser bekommen. Für ein Fünferl gab's von der Pauli ein Eis. Und das Fünferl war ein kleines Vermögen. Das hat man sich aufgehoben, wenn man das mal vom Onkel geschenkt bekommen hat. Und wir haben ja Ganztagsunterricht gehabt, von 8 bis halb 12 oder 12 und von 2 bis 4.

Und die Pauli ist immer so um 11 mit dem Wagen gekommen bis nachmittags um 3. Und da war eine Traube vor dem Wagen. Das war der einzige Eiswagen. Sonst hat's kein Eis gegeben. Ab und zu hat's eins gegeben in der Stadt drin, das hat Jopa-Eis geheißen. Das war so ein Stangerleis, hervorragend, aber das hat, glaub' ich, schon 12 oder 13 Pfenning gekostet, das hat man nicht gehabt. Also hieß es: 'Pauli um a Fünferl, Pauli um a Fünferl!'. Wir haben gerauft, damit man nicht zu spät in die Schule kommt. Das war ein Lärm. Für ein Fünferl hat man die Spitzwaffel bekommen und einen Löffel rauf. Mein Gott, da hat man das Eis geschleckt und ist schön langsam zur Schule rüber, das hat man noch bis zur Schule gehabt. Weil da hat man das nicht gemacht wie heute, dass die Kinder das gleich runterschlingen. Und wenn man ein Zehnerl hatte, dann hat man zwei Löffel bekommen. Aber das hat man selten gehabt, weil ein Zehnerl, da hat man sich ein Fünferl davon aufgehoben und hat davon fünf Schusser gekauft."

Für die Kinder der 1930er und 1940er Jahre, die Kinder der ersten Bewohner der neuen Wohnsiedlung, stand trotz harter Zeiten das gemeinsame Spielen im Freien im Mittelpunkt. Max Kuttenreich erzählt aus seiner Kindheit:

„Meine Freunde, die waren immer über der Straße drüben, da war ein Block und da waren Familien und da waren immer Kinder da. Da ist man rübergegangen zum Spielen. Die einen waren älter, die anderen waren genauso alt und die anderen waren schon wieder jünger, die sind schon wieder nachgekommen. Da war man nicht in der Wohnung, da ist man draußen rumgesaust. Wenn einmal schlechtes Wetter war, dann ist man in einen Hausgang reingegangen und hat Karten gespielt."

Sportplatz beim Hauptlaboratorium, um 1900

Vom Turnverein 1897 zum TSV Ingolstadt-Nord

Für Gemeinsamkeit und Miteinander im Viertel stand und steht auch heute noch der Sportverein TSV Ingolstadt-Nord. Ins Leben gerufen wurde dieser 1897 als Turnverein (TV) 1897 „Jugendhort“. Major Stömmer, ein Angehöriger des Hauptlaboratoriums, setzte sich für die sportliche Ertüchtigung der Jugend der vielen Arbeiterfamilien ein, aus der die Gründung des Vereins resultierte. Zu Beginn diente eine vom Hauptlaboratorium bereitgestellte Baracke als Übungsort für die Turner. Den „Schwarzen Weg“ nutzten die Mitglieder für leichtathletisches Training wie Laufen, Springen und Werfen.

Im Ersten Weltkrieg kam die Aktivität des Vereins zum Erliegen und wurde erst nach Kriegsende wieder aufgenommen. Im Jahr 1919 erfolgte eine Umbenennung des Vereins, der sich nun nicht mehr nur turnerischen Sportarten widmete, in Turn- und Sportverein (TSV) 1897 Ingolstadt. Im Jahr 1923 bekam der Verein die Erlaubnis, an der Laboratoriumstraße eine provisorische Turnhalle zu erbauen. Fußball gespielt wurde vorerst auf dem Exerzierplatz an der Ettinger Straße. 1931 kaufte der Verein ein Gelände an der Rückertstraße, damals Geibelstraße, und geriet dadurch in Finanznot. Zu dessen Rettung übernahm ihn die Reichsbahn, woraus der Name Reichsbahn-Turn-Verein (RTSV) 1897 Ingolstadt Nord resultierte. So passierte es, dass alle Beschäftigten der Reichsbahn automatisch zu Vereinsmitgliedern wurden und der Vereinsbeitrag vom Lohn abgezogen wurde. Am Beitritt Interessierte, die nicht zur Reichsbahn gehörten, benötigten für eine Mitgliedschaft zwei Bürgen.

Die Holzturnhalle aus dieser Zeit stammte aus München-Laim und wurde, nachdem sie dort abgerissen worden war, auf dem Gelände des Vereins wieder aufgebaut. Übliche Sportarten waren neben Fußball nun auch Handball und Leichtathletik. Auch nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs behielt der Verein seinen Sportbetrieb aufrecht, nun unter dem Namen Reichsbahn-Sportgemeinschaft (RSG) Ingolstadt Nord.

Staffellauf 28. Juni 1933 auf dem Gelände an der Rückertstraße

Nach dem Zweiten Weltkrieg baute der bis 1950 nun wieder TSV 1897 genannte Verein aus Steinen der gesprengten Militäranlagen eine neue massivere Turnhalle und das Vereinsheim. Durch die wachsende Bevölkerungszahl kam es zu einem regen Mitgliederzuwachs. Neue Sportarten wie Skilauf, Tischtennis und Erwachsenen-Gymnastik traten neben dem Fußball in den Vordergrund. Die nach der Heimat des früheren Vereinsvorsitzenden Ludwig Huber benannte Tischgemeinschaft „Ramsauer Gmoa“, deren Veranstaltungen und Ausflüge sowie die „Bauernhochzeit“ zu Fasching wurden im Viertel für viele legendär.

Fußballspiel in den 1950er Jahren, im Hintergrund das Vereinsheim.

Über die Fußballspiele aus dieser Zeit erzählt Max Kuttenreich: „Da ist es noch zugegangen. Wenn der Schiedsrichter nicht richtig gepfiffen hat, da haben die Leute dann mit den Regenschirmen reingehauen. Es waren ja auch lauter Mannschaften, die aus der Umgebung, wie Kösching, kamen. Das war schon emotional.“

Als in den 1970er Jahren die Weiterentwicklung des Sportvereins durch räumliche und andere logistische Probleme immer schwieriger wurde, schlossen sich in den Jahren 1982 bis 1984 der ab 1950 Eisenbahner-Sportverein (ESV) genannte Verein 1897 und der Traditions-Sportverein Freie Turnerschaft (FrTSV) Ingolstadt 1913 zum Turn- und Sportverein (TSV) Ingolstadt-Nord zusammen. Unter dieser Voraussetzung konnte eine neue Bezirkssportanlage an der Wirffelstraße in Donaunähe gebaut und 1984 fertiggestellt werden. 1985 war die Vereinigung zum geschlossenen Verein vollzogen und die Möglichkeit zu weiterem Wandel und Modernisierung von nun an gegeben. Heute bietet der Sportverein eine breite Palette an Sportarten wie etwa Fußball, Leichtathletik, Karate, Skifahren, Turnen, Kegeln, Tennis und Schachspielen an.[32]

Bezirkssporthalle

D'Schüttl...

Vor der Begradigung der Donau war das Gebiet um den Fluss und seine vielen Nebenarme aufgrund der Gefahr von Überschwemmungen nur schwer zu besiedeln. Als Anfang des 19. Jahrhunderts das Ingolstadt umgebende Gemeindeland parzelliert und an Gemeindemitglieder vergeben wurde, die dieses privat nutzen durften, wurden trotzdem erste Siedlungen rund um Ingolstadt in Donaunähe gegründet. Die Bewohner dieser Orte kämpften jedoch immer wieder mit den Folgen von Überschwemmungen. Als Folge des Baus der Landesfeste, der Eisenbahnlinien und des Zentralbahnhofs wurde die Donau schließlich begradigt. Der Hochwasserdamm entstand und die ehemals wilde und unbezähmbar scheinende Auen- und Schüttenlandschaft zugunsten einer nun möglichen Ausweitung der Besiedelung in ihre Schranken verwiesen. Mit der Lockerung der späteren Rayon-Gesetze Ende des 19. Jahrhunderts zusammen war so ein weiterer Grundstein für die Besiedelung des Gebietes des heutigen Konradviertels gelegt. Die Gefahr um sich greifender Hochwasserschäden war nun weitgehend gebannt, die Donauauen zeugten aber weiterhin von ihren wilden Zeiten.[33]

Michael Dietl beschreibt eindrücklich den Schüttelauwald, der sich von der Donau bis zum Hochwasserdamm erstreckte und von den Bewohnern „d'Schüttl" genannt wurde. Dieser zeigte bis in die 1940er-Jahre ungetrübt Anklänge an die Wildheit der ursprünglichen Donaulandschaft vor deren Begradigung.

„Wir haben immer gesagt: D'Schüttl. Die Kiesgruben waren zum Teil schon von der Donau aus da, weil die Donau hat ja regelmäßig im Jahr zwei-, dreimal Überschwemmungen gehabt. Aber nicht diese gravierenden, die man jetzt hat, wo das Wasser lang da ist, sondern in ein paar Tagen war es wieder weg. Das Hochwasser, das war für uns interessant! Der Hochwasserdamm, den gab es schon früher, aber dahinter, das war keine Ebene, da waren viele Weiden, die sind fast bis zum Damm rausgegangen. Das war nicht eben, da sind immer diese Senkungen drin gewesen und das ganze Jahr über war in diesen Senkungen Wasser. Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Also im Frühling, da ist das Zeug rausgewachsen, das haben wir richtig beobachten können. Im Mai, Juni, Juli – ein Biotop: Eidechsen, Schlangen, Kaulquappen, Fische waren alle in diesen Becken. Die waren vielleicht 20-30 Meter groß und bis 1,5 Meter tief. Und alle Froscharten hat es da unten gegeben. Im Mai sind doch die sogenannten Froschkonzerte. Die hat man gehört drei, vier Wochen lang – abends um zehn ist es losgegangen, in der Früh um eins war's vorbei – so ein Geschrei. Es war ein Biotop, tierisch und auch pflanzlich. Die ursprüngliche Landschaft."

Sitzen unter Weiden in den Donauauen, 1930er Jahre

Auf dem Farbfoto sind Reste der Auenlandschaft heute zu sehen.

Eine naturbelassene Landschaft, die aber auch landwirtschaftlich genutzt wurde, so wurden auf den Wiesen vor der Donau unter anderem die Kühe des ehemaligen Gasthauses zum Pionierübungsplatz gehütet. Auch mähten die Bewohner des Viertels die Wiesen der „Schüttl“, um Heu für die Nutztiere zur Verfügung zu haben.

Trotzdem Ende der 1930er Jahre das Ingolstädter Volksbad im Innenstadtbereich gebaut wurde, gingen viele Bewohner des Viertels am liebsten in der Donau schwimmen. So konnten sie sich den nicht für jeden erschwinglichen Eintritt ins öffentliche Bad sparen und mussten keinen langen Weg auf sich nehmen. Denn zu dieser Zeit besaßen viele noch kein Fortbewegungsmittel, wie ein Fahrrad, geschweige denn Auto, und mussten zu Fuß in die Innenstadt laufen. Viele Familien saßen in ihrer Freizeit mit Decken auf den gemähten Wiesen am Fluss. Die Strömung der Donau war auch damals schon reißend, mehrere Zeitzeugen erzählen von Badeunfällen, die gerade noch glimpflich ausgingen. Aber meistens passierte nichts und das Naherholungsgebiet erfreute sich großer Beliebtheit, wie Georgine Putschögl sich erinnert:

„Früher sind wir zur Donau zum Baden gegangen. Da waren die Leute, die in der Umgebung gewohnt haben, die Blöcke waren ja schon da, mit der Decke – die Familien – und haben da gebadet. Da war zwar eine starke Strömung, das haben wir aber gewusst. Dann sind wir bis zur Mitte, da war’s tief, reingeschwommen. Da war eine Kiesbank, die kommt heute noch manchmal durch. An der haben wir Pause gemacht, dann sind wir rübergeschwommen. Das war ein richtiger Badestrand. Zwar nicht so luxuriös wie ein Freibad, aber frisches, sauberes Wasser. Der war sehr beliebt. Da waren noch keine Häuser, wenn wir da rübergegangen sind. Wir hatten einen Schallplattenspieler, den haben wir mitgenommen und den ganzen Nachmittag unsere einzige Platte gespielt, den ‘Schwarzen Zigeuner’. Wir haben bloß die eine gehabt. Hat’s ja nix gegeben früher. Damals war ich so 16/17 Jahre alt, also Ende der 40er Jahre.“

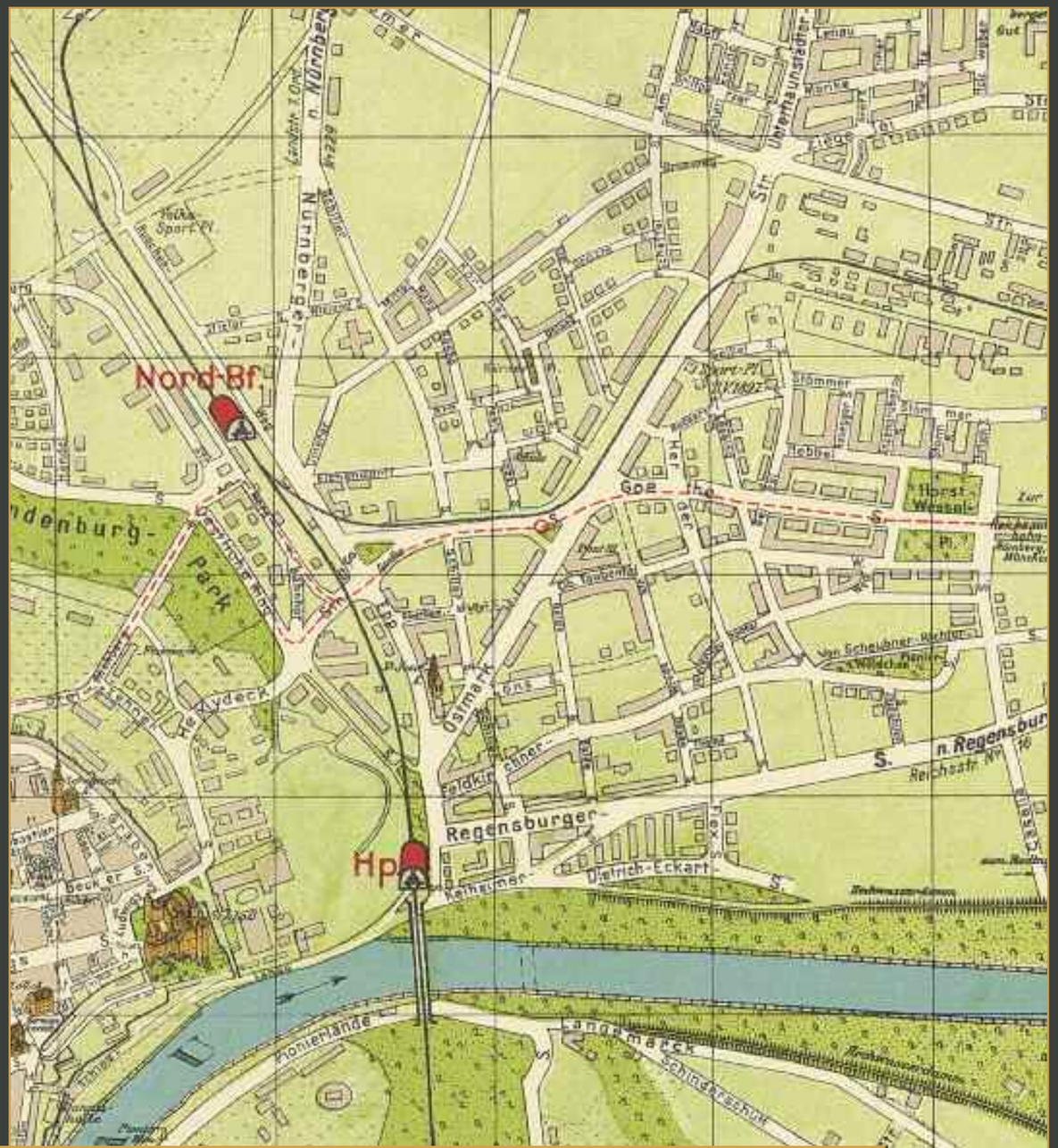
Kajetan Irrenhauser schwamm als Kind sogar bis nach Großmehring: „Bis du dann wieder heimgekommen bist, das waren ja fast sechs Kilometer. Barfuß über die schmalen Wege, überall Brombeerhecken und überall ist man reingetreten.“

Die Eisenbahnbrücke funktionierten die in der Donau Badenden zur Sportstätte um, wie Johann Stachel erzählt:
„Von der Eisenbahnbrücke sind Leute runtergesprungen, das waren die ganz mutigen. Ich bin Wellenreiter gefahren in der Donau, das war so, dass man da ein Türblatt gehabt hat, da hat man unten eine Leiste hingeschraubt. Dann ist man mit einem Stahlseil, das man um die Türe gewickelt hat, damit man sie transportieren konnte, zur Donau gefahren, hat das am rechten Brückenpfeiler befestigt und ist in Gierstellung gegen die Strömung gestanden.“

...und der Schutt

So schön es damals war und so gerne die Donau genutzt wurde, die Zeiten änderten sich. Bereits Ende der 1930er Jahre erfolgte nach der längst vergangenen Begradigung der Donau ein weiterer Eingriff ins Paradies. In dieser Zeit begann man damit, die Kiesgruben als Schuttabladeplatz zu missbrauchen, wie Michael Dietl beschreibt:
„Von Ingolstadt ist in der Woche zwei-, dreimal mit einem Pferdefuhrwerk mit den schweren Kaltblütern der Schuttwagen rausgefahren und hat den Schutt dort verladen. Schön langsam sind damit die Kiesgruben aufgefüllt worden. Da hat’s noch keinen Naturschutz gegeben, keinen Bodenschutz, da ist alles rein. Auch wieder ein Paradies für uns: Da hat’s Tag und Nacht gebrannt, da hat’s immer geraucht und da sind wir immer runter und da hat’s natürlich abends immer Schimpfe gegeben vom Vater und von der Mutter. Bis Anfang der 40er Jahre war das der Schuttabladeplatz für Ingolstadt.“

Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg wurde am Rande des Biotops, unter anderem in entstandenen Bombentrichtern, Müll abgeladen, wie sich Georgine Putschögl erinnert:
„Als der Krieg vorbei war, gab es die Sanitätskliniken und die haben dann den Schutt da rausgefahren, wo heute das TÜV-Service-Center an der Wiechertstraße ist. Da gab es die Reihenhäuser auch noch nicht. Da war ein riesiger Schuttplatz. Wir Kinder, mein Bruder und ich, sind immer über die Straße rübergerannt und haben geschaut, ‘g’schuttelt’ sagt man bei uns, da ein bisschen durchgewühlt. Meine Mutter hat es uns verboten, dann haben wir es heimlich gemacht. Wir haben von den Lazaretten die Lucky Strike und die Packungen Ami-Zigaretten gefunden und dann haben wir Kinder damit gehandelt. Geraucht haben wir nicht. Lucky Strike hat’s gegeben und ich kann mich heute noch an Camel erinnern, die weggeschmissen wurden und Schokoladenreste, die haben wir aber nicht gegessen, weil unsere Mutter uns das verboten hat. Dann ist auch mal – das darf ich gar nicht sagen – ein eingegipstes Bein dazwischen gelegen und dann hat meine Mutter gesagt, wir dürfen da nicht mehr hingehen.“
So lässt sich zum Teil auch der abwertende Name „Glasscherbenviertel“ erklären, der dem Gebiet von Außenstehenden gegeben wurde und zudem auf der nicht ausgebauten Infrastruktur des Viertels und seiner Geschichte als Randgebiet beruhte.



Auf dem Ausschnitt aus dem **Pharus-Plan von 1939** hat das Viertel sein Erscheinungsbild vollkommen gewandelt. Zahlreiche neue Straßen sind entstanden, der Pionierübungsplatz wurde überbaut, auch das Barackenlager ist nicht mehr eingezeichnet. Die Laboratoriumstraße heißt nun Ostmarkstraße. Mit dem Zweiten Weltkrieg stagnierte der Ausbau des Viertels für mehrere Jahre. Gegen Ende des Krieges hielt die Zerstörung im Viertel Einzug.

„Oh, das war schlimm!"

Die Folgen des Zweiten Weltkriegs

Luftangriffe

Aufgrund der Rüstungsbetriebe und der militärischen Anlagen wurde Ingolstadt bereits kurze Zeit nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zum Luftschutzort 1. Ordnung erklärt. Auf Anordnung mussten Keller von Privathäusern zu provisorischen Luftschutzräumen umgebaut werden. Die Bevölkerung erhielt Schulungen und Anweisungen für den Ernstfall. Die Wohnblocks hatten meist eigene Luftschutzkeller. Martin Zieglmeier, der Ehemann von Ingeborg Zieglmeier, der selbst in einem der Blöcke des Viertels aufwuchs, erzählt vom Fliegeralarm gegen Ende des Krieges:

„In den Blöcken, in denen ich gewohnt habe, im ersten Block, da gab es einen Luftschutzkeller. So breit wie ein Tisch war der Luftschutzkeller, hier eine Bank, da eine Bank, da haben die Leute gesessen. Wenn man 'Glück' hatte, ist man tagsüber dreimal in den Luftschutzkeller gelaufen, in der Nacht auch noch ein paar Mal, wenn es Fliegeralarm gab."

Als öffentliche Luftschutzräume wurden im Nordteil der Stadt die Pestalozzischule an der Pestalozzistraße und die damalige Schlachtmarkthalle, in der zu dieser Zeit Eppstraße genannten Frühlingstraße, genutzt.
Neben dem zivilen Luftschutz gab es zudem den „Werkluftschutz" für Industriewerke wie die DESPAG, der straffer organisiert war als der private. Hier gab es eine eigene Werksirene, die bei Fliegeralarm die Beschäftigten zum Ergreifen der eingeübten Sicherheitsmaßnahmen aufrief.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs blieb Ingolstadt von Luftangriffen verschont, erst gegen Ende kam es zu verstärkten Bombardierungen. Am 15. Januar 1945 kam es zum ersten schwereren Luftangriff auf die Stadt. Bis zur Ankunft der Amerikaner in Ingolstadt am 26. April 1945 folgten weitere gravierende Angriffe. Auch wenn es das Ziel der Alliierten war, den Zweiten Weltkrieg und die Schreckensherrschaft des „Dritten Reiches" zu beenden, so waren die Bombenangriffe selbst für die Bevölkerung kein „Befreiungsschlag", sondern versetzten diese in Angst und Schrecken.

Als Alternative zum Rückzug in einen Luftschutzraum flüchteten zahlreiche Familien bei Fliegeralarm zu Verwandten oder Bekannten aufs Land, aber auch die „Schüttl" wurde zum Zufluchtsort.

Ein von Hans Fegert dokumentierter Zeitzeugenbericht gibt die Erlebnisse eines Luftangriffs von Judith Ammon, Jahrgang 1931, wieder, die am Pionierwäldchen in der Christoph-von-Schmid-Straße, damals Von Scheubner-Richter-Straße lebte:

„Seit dem Angriff auf den Exerzierplatz (an der Ettinger Straße am 5. April 1945; Anm. der Autorin) fühlt sich die Familie hier nicht mehr so sicher. Deshalb rät der Vater, bei Alarm das bewohnte Gebiet zu verlassen und in der nahegelegenen Donauschütt Schutz zu suchen. Die Familienmitglieder befolgen seinen Rat und suchen sich beim nächsten Alarm zusammen mit einigen Nachbarn in der nahegelegenen Schüttl ein sicheres Plätzchen. Hinter der Autobahnbrücke bei der Rodinghütte (Ausflugslokal der damaligen Zeit; Anm. der Autorin) finden sie unter fünf hohen Birken einen nahezu ‚idyllischen' Platz – sozusagen, einen ‚grünen Luftschutzraum'. Zwei verwundete Frontsoldaten, die in Ingolstadt ihren Genesungsurlaub verbringen, bieten sich an, hier einen Schützengraben zu errichten. Schon am nächsten Tag beginnen sie mit dem Aushub des Splittergrabens, der etwa 10 Personen Schutz bieten sollte." Als es zu einem weiteren Bombenangriff kommt und die Familie Schutz im Graben sucht – der Vater trifft verspätet ein – wird das Bild der sicheren Donauauen erschüttert: „Nachdem alle ihr Erdloch verlassen können, stellen sie fest, dass nur 500 Meter von hier entfernt eine Bombe in die vermeintlich sichere Schüttl gefallen ist, wobei mehrere Schutzsuchende unter einem Baum den Tod fanden."[34]

Auch Ingeborg Zieglmeier erlebte Bombarierungen des Viertels aus nächster Nähe: „Wir haben einen tiefen Keller gehabt, weil früher sind da Kartoffeln eingelagert worden und Kohlen. Da sind auch die Nachbarn und andere gekommen. Gleich in der Nähe sind zwei Häuser wegbombardiert worden, 50 Meter entfernt. In unserem Haus haben wir eine Brandbombe gehabt. Da hat innen alles lichterloh gebrannt und wir waren im Keller von der Wirtschaft." Gelöscht werden durften private Bauten oft nicht, denn das Wasser wurde benötigt, um öffentliche Gebäude zu retten. So mussten viele zusehen, wir ihr Zuhause in Rauch aufging.

Bei Christine Irrenhauser schlug eine Bombe im Garten des Siedlungshauses im Oberen Taubenthaler Weg (heute Oberer Taubentalweg) ein: „Wir haben natürlich damals schon, wenn Fliegeralarm war, die Fenster aufgemacht, damit keine Scheiben kaputt gehen, aber Dachziegel hat es abgedeckt. Unsere Nachbarn sind meistens aufs Land, die haben dort Verwandte gehabt, wir blieben hier. Da hat man die Zäune weggemacht, damit man durchgehen konnte, um in einen Keller zu gelangen. Meine Großmutter war damals schon sehr alt, mein Großvater war schon gestorben. Bei Luftangriffen hat sie immer gesagt: 'Heute hat's aber wieder ein scharfes Gewitter.'"

Max Kuttenreich wiederum verbrachte wie viele andere die letzten Kriegstage auf dem Land: „Die letzten Tage bevor die Amerikaner gekommen sind, wurde (das Geschäft; Anm. der Autorin) zugenagelt, da ist ja nichts mehr gegangen, da sind wir runtergezogen Richtung Vohburg in die Auhöfe, da ist ein abgelegener Bauernhof. Dort waren wir eine Woche oder zwei Wochen und dann sind wir wieder zurück. Das Haus hinter uns ist bombardiert gewesen, unser Haus hat Bombensplitter abbekommen. Bombardiert waren wir nicht. Bei uns im Haus unten haben wir einen eigenen Luftschutzkeller gehabt, wo auch die Leute von der Nachbarschaft mit runter mussten. Das war ein Extra-Raum, der abgestützt war mit Balken und an den Fenstern war auch alles verriegelt, dass da nichts passiert und ein Notausgang in den Hof raus – da gab es auch eine Nottreppe. Wenn man verschüttet gewesen wäre."
Viele Ingolstädter Familien wurden in diesen letzten Kriegsmonaten ausgebombt und standen am Ende des Zweiten Weltkrieges vor den Trümmern ihrer Existenz.

Die Sprengung der Autobahnbrücke

Vom „Reich" war der Befehl für Ingolstadt ergangen, die Donau unter allen Umständen als Verteidigungslinie zu halten und so kam noch am Tag der Ankunft der Amerikaner die Order, die Brücken der Stadt zu sprengen. Zwischen ein Uhr nachts und kurz vor fünf am Morgen erfolgte neben der Sprengung der Eisenbahn- und der Donaustraßenbrücke auch die Zerstörung der Autobahnbrücke. Die Bevölkerung traf dieses sinnlose Unterfangen weitgehend unvorbereitet.[35]

Georgine Putschögl berichtet: **„Oh, das war schlimm! Da hat's geheißen: ‚Die Brücke wird gesprengt.' Das haben wir am selben Tag – glaube ich – erfahren. ‚Alles in den Luftschutzkeller', also in den Keller. Dann sind wir im Keller gesessen stundenlang und haben uns nicht rausgetraut. Als ich schließlich doch raus gegangen bin, war im Straßengraben ein junger Soldat gelegen und hat mich angeschaut. Ich habe gar nicht gewusst, dass der tot ist. Der hatte so schöne grau-blaue Augen, der war vielleicht 19 Jahre alt."**

Wohnungslose, Flüchtlinge, Vertriebene und Displaced Persons

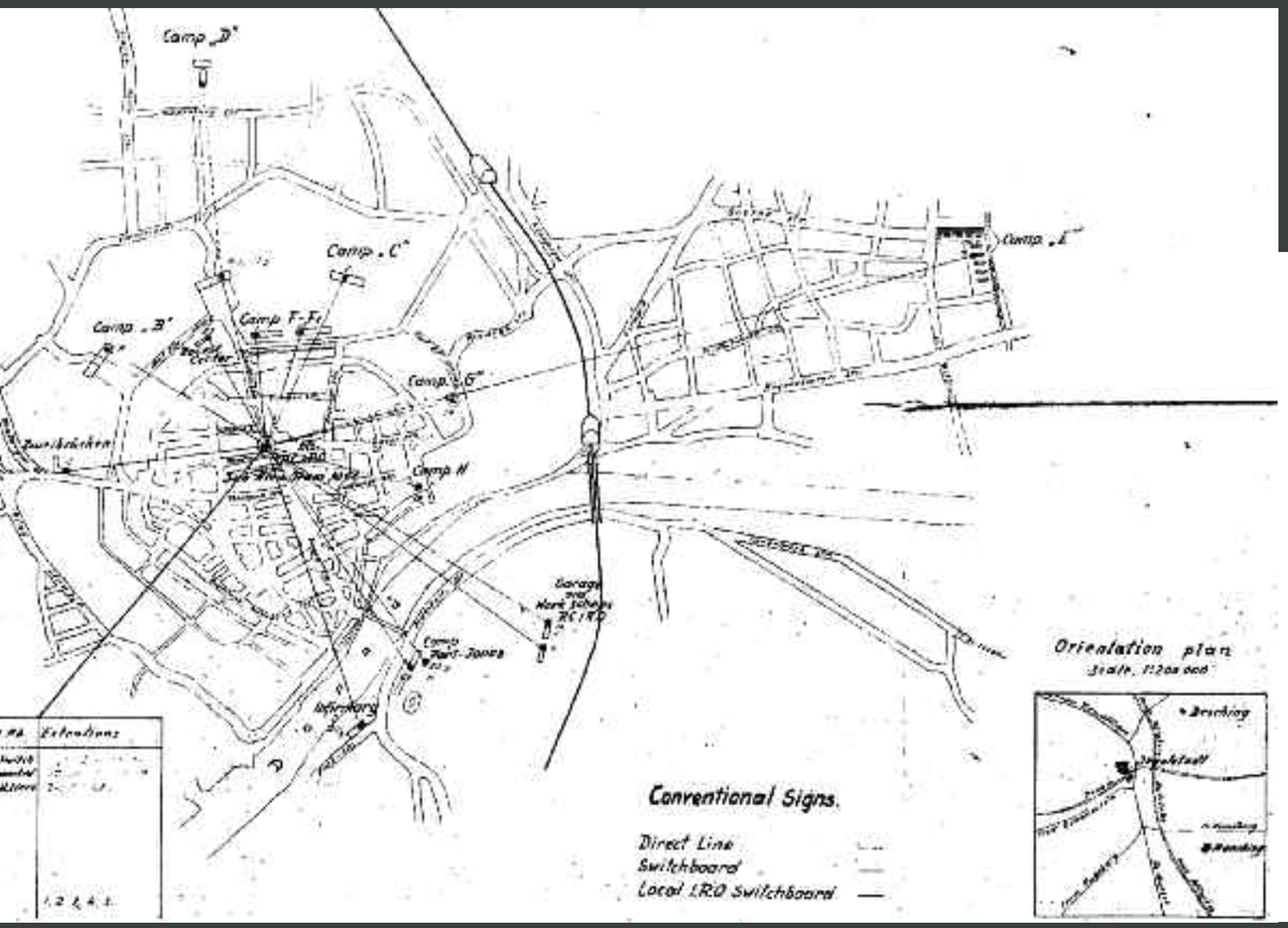
Große Schwierigkeiten brachte nach dem Zweiten Weltkrieg die große Zahl an Flüchtlingen, Vertriebenen, Wohnungslosen und Displaced Persons (DP's) mit sich, die versorgt und untergebracht werden mussten. Als Displaced Persons wurden von den Alliierten Personen bezeichnet, die durch den Zweiten Weltkrieg ihr Geburtsland verlassen mussten und Hilfe bei der Rückkehr oder dem Finden einer neuen Heimat benötigten. Hierbei handelte es sich insbesondere auch um ehemalige Zwangsarbeiter.

Neben der Nutzung der bereits vorhandenen Baracken, ehemaliger Wehrmachtsgebäude und der Errichtung weiterer provisorischer Lagerstätten musste auch die Bevölkerung im heutigen Konradviertel zusammenrücken und Flüchtlinge oder Vertriebene aufnehmen. Diese kamen vornehmlich aus Osteuropa und wurden anfangs aufgrund der angespannten Lage nicht gerade mit offenen Armen empfangen. Jedoch legte sich diese ablehnende Haltung mit der Verbesserung der Lebenssituation sowie durch die Integration vieler christlicher Heimatloser in die katholischen und evangelischen Gemeinden.

Johann Stachel lebte bis 1954 in der Feldkirchener Straße. Er erzählt von den Zwangseinquartierungen:
„Da hieß es zusammenrücken! Im Erdgeschoss war eine Familie, die hatte zwei Söhne und musste ein Zimmer räumen und dort kam eine Flüchtlingsfamilie aus dem Sudetenland unter. Wir waren im ersten Stock und wir waren auch zu viert, aber wir mussten kein Zimmer frei machen, weil wir einen Betrieb hatten und da war das Wohnzimmer zugleich Büro. Meine Mutter hat zur Frau der sudetendeutschen Familie immer gesagt: ‚Kommen Sie zu mir rauf, dann können Sie bei mir flicken oder was Sie machen wollen und die Buben können schlafen. Und wie es der Zufall so will, hat der ältere Sohn bei meinem Vater eine Lehre angefangen und war bis zu seiner Pensionierung bei uns im Betrieb."

Im Rückblick erzählen viele Zeitzeugen, dass man das Beste aus der Situation machte und die Startschwierigkeiten schnell behoben waren. Die Flüchtlinge und Vertriebenen hatten ihre Heimat verloren, fassten jedoch, als es nach dem Krieg wieder bergauf ging, meist wieder Mut und bauten sich ein neues Leben auf.

Zur Unterbringung der Displaced Persons wiederum erging der folgenreiche Beschluss der Militärregierung, Bewohner Ingolstadts zwangsumzusiedeln. Die Ausführung der befohlenen Maßnahmen verlief wider Erwarten weitgehend friedlich: „Zieht man in Betracht, daß durch die Bombenschäden die Wohnsituation schon äußerst problematisch war und nun 700 deutsche Zivilisten, von denen nur die Hälfte ehemalige Nationalsozialisten waren, zugunsten der DP's umgesiedelt wurden, und ruft man sich ferner ins Gedächtnis, daß das Verhältnis zwischen Deutschen und DP's nicht zuletzt wegen deren Plünderungen und Ausschreitungen kurz nach der Besetzung der Stadt äußerst schlecht war, kann der Ablauf der Enteignungs- und Zwangsumsiedlungsaktionen als relativ problemlos gewertet werden".[36]



Martin Zieglmeier berichtet über die Zwangsumsiedlungen in der Kurt-Huber-Straße:

„An der Kurt-Huber-Straße waren Häuser, aus denen mussten die Leute alle raus. In der Anfangszeit waren die Amerikaner drin und als sie die Häuser verließen, wurden Polen und Russen einquartiert." Frau Zieglmeier ergänzt: „Die Familien mussten alles drin lassen, was drin war und mussten raus. Später durfte man wieder zurück."

Augenzeugenberichten zufolge waren die Wohnungen nachdem sie von den Displaced Persons verlassen worden waren, oft in einem desolaten Zustand. So wurde unter anderem das Holz von Möbeln verwendet, um damit zu heizen oder Kleintierställe zu bauen. Vor diesem Hintergrund muss jedoch festgestellt werden, dass es für keine der beiden Seiten leicht war. Die Displaced Persons waren der deutschen Bevölkerung aufgrund der grausamen Erfahrungen während des „Dritten Reiches" häufig nicht gut gesinnt und legten deshalb oft wenig Wert auf deren Besitztümer. Die Armut war zudem groß und verlangte wohl auch Maßnahmen wie das Umfunktionieren von Möbeln zu Nutzmaterial. Die zwangsumgesiedelten Ingolstädter wiederum litten unter dem Verlust ihres Zuhauses, Plünderungen und Ausschreitungen vieler Displaced Persons.

„Die Instandsetzung der Häuser und Wohnungen und die Neubeschaffung beweglicher Gegenstände erforderten im Jahre 1950 einen Aufwand von rd. DM 100 000,-. Das war für damalige Verhältnisse einen beträchtliche Summe. Mit wenigen Ausnahmen kehrten die im Oktober 1945 ausquartierten Mieter wieder in ihre alten Wohnungen zurück und fühlten sich angesichts der damaligen Wohnungsnot sehr glücklich."[37]

DP Camps

Eine Unterbringungsmöglichkeit für Displaced Persons scheint es nach dem Zweiten Weltkrieg auch an der Kurt-Huber-Straße gegeben zu haben. Auf dem Plan ist dieses von den Amerikanern „Camp E" genannte Lager eingezeichnet. Bei der Erstellung der Skizze scheint sich jedoch ein Fehler eingeschlichen zu haben, da hier die Casella- und die Kurt-Huber-Straße unterschieden werden, bei denen es sich um ein und dieselbe Straße handelt, da die Kurt-Huber-Straße zur Zeit des „Dritten Reiches" Casellastraße hieß. Die genaue Lage des Camps ließ sich auch durch die Befragung von Zeitzeugen nicht mehr nachvollziehen. Bestätigen lässt sich jedoch, dass in der Anfangszeit der amerikanischen Besatzung die noch 1939 von der GWG gebauten 60 Wohnungen an der Kurt-Huber-Straße von deren Bewohnern geräumt werden mussten, um diese Displaced Persons zur Verfügung zu stellen. „Schwer betroffen von den Kriegsfolgen wurden die 60 Mieter, als die amerikanische Besatzungsmacht im Oktober 1945 die Gebäude beschlagnahmte und die deutschen Familien ausziehen mußten. Die Häuser, die im Juli 1950 wieder freigegeben wurden, waren in der Zwischenzeit mit Personen, die der Betreuung durch die UNRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration; Anm. der Autorin) unterstanden, belegt."[38] Es kann die Vermutung angestellt werden, dass es sich bei diesen Wohnungen um das „Camp E" handelte.

Aufbau

Wohnungsnot und Wandel nach dem Krieg

Das Ende des Zweiten Weltkriegs brachte für das heutige Konradviertel eine noch größere Wohnungsnot als zuvor. Ausgebombte Familien, Kriegsheimkehrer, Displaced Persons, mehrere Tausend Flüchtlinge, Vertriebene und Ausgesiedelte – für sie alle galt es neuen Wohnraum zu finden. Für die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft, deren Bauten das Gebiet bereits vor dem Zweiten Weltkrieg geprägt hatten, bedeutete dies eine große Herausforderung. Positiv war dabei jedoch, dass die Vorkriegsbauten fast vollständig erhalten geblieben waren, sodass neue Bauprojekte in Angriff genommen werden konnten. Im Jahr 1948 kam es so zur Wiederaufnahme der Bautätigkeit mit ersten Wohnungen an der Goethestraße.

Unterstützung fand die Gesellschaft dabei durch das Land Bayern, das ab 1949 Mittel für den Wohnungsbau zur Verfügung stellte und mit dem ersten Wohnungsbaugesetz im Jahr 1950 weitere Förderbestimmungen festlegte. So wurde die GWG auch über die Grenzen des Viertels hinaus für einige Jahre zum einzigen aktiven Wohnbauunternehmen. Mit der Unterstützung der Stadt Ingolstadt und der Beteiligung der Auto Union, heute AUDI AG sowie der DESPAG, der späteren Rieter AG – damals die größten industriellen Betriebe

Bauten an der Goethestraße, 1950

der Stadt – entstanden bis 1960 zahlreiche neue Wohnungen.[39] In den Jahren 1948 bis 1951 erfolgte eine Vergabe der neu erbauten Wohnungen der GWG nach „Dringlichkeit“, was bedeutete, dass vor allem Flüchtlinge bevorzugt wurden.[40] Auch Wohnbaugesellschaften wie das 1954 gegründete St. Gundekar-Werk und das 1952 ins Leben gerufene Evangelische Siedlungswerk unterstützten die Eindämmung der Wohnungsnot durch ihre Bautätigkeit im Viertel. So wandelte sich dieses durch die zunehmende Bebauung von seinen vormals eher randständigen Charakter hin zu einem städtischen Gebiet.

In den 1950er Jahren wurden **zwei Hochhäuser an der Goethestraße** erbaut, die das Straßenbild noch heute prägen. Zu früheren Zeiten war an deren Stelle ein freies Gelände, auf dem bisweilen Zigeuner mit Pferden und Planwagen Rast machten und auf dem die Jungen des Viertels Fußball spielten. Zurück gehen die beiden Hochhäuser auf den „Ingolstädter Häuserkönig“ genannten Architekten Johann Lang, der diese neben zahlreichen weiteren Wohnblocks in anderen Teilen Ingolstadts errichten ließ. Er selbst lebte in der Penthouse-Wohnung eines der Hochhäuser und fand ein tragisches Ende, als er 1966 zusammen mit seiner Tochter Christel vom Hausmeister des Anwesens, Alexander Hilger, aufgrund von finanziellen Streitigkeiten erschossen wurde. Der Doppelmord ging als einer der „spektakulärsten Kriminalfälle“ in die Ingolstädter Geschichte der Nachkriegszeit ein.[41]

Das Lang-Hotel

Auf dem Gelände der Hochhäuser entstand in den 1960er Jahren auch das als Motel konzipierte „Lang-Hotel“, dessen „Glashaus“ architektonisch hochmodern für die damalige Zeit war. Das Hotel stand bereits vor seiner Eröffnung unter keinem guten Stern, wie im Donaukurier vom 9. April 1964 geschrieben steht:

„Das einzige, was bisher von dem Lang-Hotel bei den Hochhäusern an der Riedenburger Straße (heute Haenlinstraße; Anm. der Autorin) funktioniert, ist die vollautomatische Kegelbahn im Keller. Die übrigen Räume: das Restaurant mit 250 Sitzplätzen, das Café mit 135, die Weinstube mit 115, die Bar mit 45 Plätzen und die leider nur 40 Fremdenzimmer mit 65 Betten (alle Zimmer mit eigenem Bad und WC) stehen knapp vor der Fertigstellung. Seit Monaten schon. Die Installationen sind gelegt, die Wände könnten jederzeit gestrichen und die Räume möbliert werden. Aber noch hat sich niemand bereit erklärt, den verlangten Kaufpreis auf den Tisch zu legen und den Bau mit eigenem Geld fertigzustellen.“[42]

Aufgrund der weitläufigen Hotelanlage, des geringen Bettenaufkommens und der noch zu tätigenden Fertigstellung, die die Verschuldung des Erbauers Lang erforderlich machte, war nur schwer ein Käufer zu finden. Erst 1972 erfolgte die Eröffnung des „Hotels Europa“ unter deutsch-rumänischer Leitung als „Freizeitzentrum“.[43] Doch schnell wandelte sich auch hier das Blatt und das Hotel erlebte über die Jahrzehnte eine wechselvolle Geschichte unter anderem als Asylantenheim und – auch heute wieder – als Pension. Im Glaspavillon befanden sich ein Kampfsportzentrum, eine Billardhalle und in der jetzigen Zeit vorübergehend ein Künstleratelier. Mitte der 1970er Jahre vermutete man im Hotel sogar ein „Spionagezentrum, in dem Agenten ein- und ausgingen. Sein Spitzname lautete ‘Die rote Kapelle’“.[44]

Entstehung neuer Kirchengemeinden

Mit der Zunahme der Bevölkerung entstand im Gebiet des heutigen Konradviertels nicht nur der Wunsch nach neuem Wohnraum, sondern auch die Notwendigkeit der Gründung neuer christlicher Gemeinden. Die Geburtsstunde der katholischen St. Konrad- sowie die der evangelischen St. Lukas-Kirche schlug in den 1950er Jahren.

Der Bau der St. Konrad-Kirche

„Vor einigen Jahrzehnten war hier noch Pionierübungsgelände, vor zwei Jahren standen hier noch Linden und Buchen, tummelten sich Gänse und Kinder. Dann verhandelte die Bischöfliche Behörde erfolgreich mit dem Stadtrat über dieses Wäldchen als Kirchenbauplatz zur Teilung der immer mehr anwachsenden Vorstadtpfarrei St. Joseph.“[45]

Wie eingangs erwähnt, konnte die Pfarrei St. Josef die große Anzahl an neuen Mitgliedern nicht mehr bewältigen, weshalb Rufe nach einer neuen Pfarrgemeinde laut wurden. Nach längeren Verhandlungen mit der Stadt erging der Beschluss, eine neue Kirche, die St. Konrad-Kirche auf dem Gelände des vormals der Stadt gehörenden Pionierwäldchens zu erbauen. Kaplan Schuster, dessen Name älteren katholischen Bewohnern des Viertels immer noch in sehr guter Erinnerung ist, wurde mit der Leitung des Baus beauftragt. Die Errichtung der Kirche konnte durch zahlreiche Unterstützer und ehrenamtliche Helfer trotz Mangel an Baumaterial in kurzer Zeit vollzogen werden. So kam es, dass am 1. Dezember 1951 das Richtfest der Kirche gefeiert werden und weniger als ein Jahr später, am 30. Oktober 1952, die Weihe der Kirche durch Bischof Dr. Joseph Schröffer erfolgen konnte. Der 1. August 1953 wiederum war es, der die Gründung der Pfarrei durch eine Urkunde des Bischofs zur Vollendung brachte.

Hochziehen der Glocke, 1952

Kajetan Irrenhauser erinnert sich an den Bau der Kirche, an dem er selbst beteiligt war:

„Ich war auch ziemlich viel dabei, weil mein Vater war der erste Messner. Als ich 16 war, haben wir die Wasserleitung gebaut, mit 17 sind wir eingezogen, da war die Kirche noch gar nicht fertig. Im Zwischenbau zwischen Pfarrhaus und Kirche haben wir oben gewohnt. Die Glocken kamen aus Polen, die waren da auf so einem Glockenfriedhof. Sie wurden mit dem Flaschenzug im Inneren hochgezogen. (...) Später ist das Viertel Konradviertel genannt worden, nachdem die Kirche fertig war.“

Jugendgruppe mit Kaplan Schuster, Sommer 1952

Vormals zu St. Josef gehörende Gemeindemitglieder taten sich anfangs manchmal nicht leicht mit der Identifikation mit einer neuen Pfarrei. Doch es dauerte nicht lange und das Gotteshaus etablierte sich. Von Beginn an bot es auch zahlreichen Heimatvertriebenen ein neues seelsorgerisches Zuhause.[46] Und der Kirchbau brachte noch mehr mit sich, wie Martin Zieglmeier berichtet:

„Erst als die Konradkirche gebaut wurde, ist auch eine Kanalisation gekommen. Die Lessingstraße, das war eine verheerende Straße. Links und rechts waren Löcher drin, damit das Wasser abfließen konnte. Das ging erst aufwärts, als die Kanalisation kam.“

Nicht zu vergessen der Name des Viertels, der im Volksmund bald „Konradviertel“ lautete, auch wenn die offizielle Namensfestlegung des Unterbezirks erst Mitte der 1970er Jahre erfolgte.

Gründung der Gemeinde St. Lukas

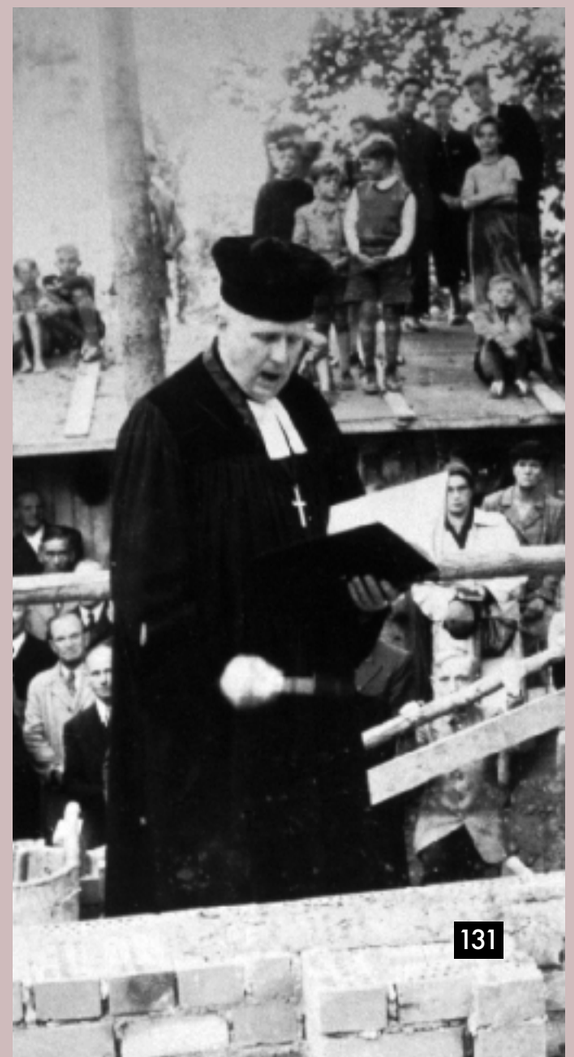
„Da ist zunächst das Bauvorhaben im Pionierwäldchen des Nordviertel. Die Gebäude sind dort überraschend schnell emporgewachsen. Wer heute an die Baustelle kommt, wird feststellen können, daß die Rohbauten annähernd fertig sind, und wird vielleicht schon sehen, welch schöner, beinahe idealer Mittelpunkt evangelisch-kirchlicher Arbeit hier seiner Vollendung harrt.“[47]

Die evangelische St. Lukas-Gemeinde wurde wenige Zeit später im Jahr 1955 mit rund 2200 Gemeindemitgliedern gegründet. Bereits vor ihrer Gründung gab es ab Mitte der 1940er-Jahre ein evangelisches Gemeindeheim in der Herderstraße, das in einer behelfsmäßigen Baracke lag. In die Kirchengeschichte der St. Lukas-Kirche ging „Tante Lilly“, mit vollem Namen Lilly Smyczek, geboren in Kattowitz in Oberschlesien, ein, die sich in dieser Notkirche und dem dazugehörigen Kindergarten für die Kinder und Eltern einsetzte. Diese Stätte war die erste Möglichkeit eines evangelischen Miteinanders im Ingolstädter Nordosten.

Im Jahr 1951 konnte die wachsende Gemeinde von der Stadt Grund im Pionierwäldchen kaufen, 1953 begannen die Bauarbeiten für die St. Lukas-Kirche, die durch die Unterstützung einer großen Helferschar und zahlreicher Spender schnell fertiggestellt werden konnte. Im Mai 1955 erfolgte dann die feierliche Einweihung der Kirche. Auch in der St. Lukas-Gemeinde fanden Heimatvertriebene und Spätaussiedler einen Ort, der ihnen den Start in ein neues Leben erleichterte.[48]

Michael Fekete, Jahrgang 1939, der mit seiner Frau in den 1990er Jahren nach Deutschland kam, erzählt vom Miteinander und den Aktivitäten in der St. Lukas-Gemeinde:

„Meine Frau hat den Messner-Dienst gemacht und ich habe ihr geholfen. Später bin ich als Hausmeister in den Kindergarten der Kirche gekommen, für den ich auch heute noch tätig bin. In der Kirche haben wir alle Leute kennengelernt, die in den Gottesdienst kommen. Die Leute waren mit uns zufrieden, wir auch. Wenn man so viele Leute kennenlernt, ist man froh, wenn man sich begegnet, z.B. in der Innenstadt. Wir waren nicht mehr fremd, wir waren gut angekommen. Die Kirche hat uns geholfen.“



St. Lukas: Grundsteinlegung, 1953

Luftbildaufnahme des neuen Schulgebäudes an der Lessingstraße, 1959

„Für die Buben und Mädchen gab es aus einem dampfenden Kessel warme Würstchen"

Das Bevölkerungswachstum führte nicht nur zur Notwendigkeit der Gründung neuer Kirchengemeinden, auch die Zahl der Schüler wuchs und machte den Bau einer neuen Schule im Nordosten von Ingolstadt erforderlich, da die Volksschule an der Pestalozzistraße, die Josefschule, diese nicht mehr alle beherbergen konnte. Auf einem Grundstück neben der St. Konrad-Kirche, das vormals Heimgärten beherbergt hatte, wurde aus diesem Grund ein Schul-Neubau mit Sportgelände errichtet und im Dezember 1959 eingeweiht. Im selben Monat setzte auch der stundenplanmäßige Unterricht ein. Ende der 1960er Jahre kam zur Volksschule an der Lessingstraße eine Hauptschule hinzu.[49]
Der Donaukurier vom 10. Dezember 1959 berichtete über die feierliche Eröffnung der Volksschule:

„Dichtes Gedränge herrschte gestern vormittag in den hellen Gängen der neuen Volksschule St. Konrad an der Christoph-von-Schmid-Straße. Festlich gekleidete Buben und Mädchen in langen Zweierreihen, von ihren Lehrern immer wieder zur Ruhe ermahnt, Eltern mit kritischem Blick für Möbel, Vorhänge und Fußböden, Ehrengäste in dunklen Anzügen, alle warteten auf den feierlichen Augenblick, da Dompropst Dr. Bruggaler aus Eichstätt die Schule weihen würde, in der noch vor ein paar Tagen die Handwerker arbeiteten und in die jetzt Schüler und Schülerinnen des Nordostviertels einziehen sollen. (...) Für die Buben und Mädchen gab es aus einem dampfenden Kessel warme Würstchen, ein Grund mehr, daß auch den Jüngsten der Tag der Einweihung ihrer neuen Schule in dauernder Erinnerung bleiben wird."[50]

Wo ging man einkaufen?

Wo ging man am Anfang der Entstehung des Viertels einkaufen, welche Geschäftsstruktur gab es und wie ging es weiter?[51]

„Der Priller war der erste"

Eines der ersten Lebensmittelgeschäfte war Zeitzeugen zufolge der Kramerladen Priller, der in einer der Baracken auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz betrieben wurde. Michael Dietl erinnert sich an das Geschäft, in das er als kleiner Junge zum Einkaufen geschickt wurde:

„Der Priller war der erste. Das war ein Tante Emma-Laden, der hat alles gehabt. Von den Getränken bis zum Sellerie, vom Reis bis zum Mehl bis zum Zucker. Der Herr Priller, das war so ein kleiner Dicker und der hat auch Branntwein verkauft vom Fass. Den hat man nur hinter dem Fassl gesehen, dann ist er ab und zu in den Kramerladen rein, der war so länglich, auch in einer Baracke. Der alte Priller, der muss eine Kriegsverletzung gehabt haben vom Ersten Weltkrieg, weil er mit einem Fuß ein bisschen gehinkt ist. Und die Frau Priller war eine kleine nette, rosige Frau. Das war eine Seele von einer Frau. Die haben so ein dickes Buch gehabt, dort hat man alles aufschreiben lassen können. Die Leute haben ja nicht zahlen können, erst wenn sie wieder ein bisschen Geld gehabt haben. Der Priller, das war überall bekannt, da hat man alles bekommen und aufschreiben lassen können. Die Frau Priller hat das gemacht, die hat drei, vier Lehrmadl drinnen gehabt, die haben da mitgearbeitet als Verkäuferinnen, weil die ganze Region ist ja zum Priller, da hat's ja bloß einen gegeben. Ab und zu bin ich da raus zum Priller mit 6/7 Jahren und hab' am Freitag zwei Bratheringe holen müssen. Ich war ja allein, erst als ich 12 war, ist meine Schwester geboren worden. Und eine Schüssel Salzkartoffeln dazu und ein Brot – das war eine Delikatesse damals. Und die Bratheringe, da können Sie die Bratheringe heute vergessen, die waren richtig groß, dunkelbraun und anders als heute – gut – das sind Welten, wie die Lebensmittel früher waren."

Lebensmittel Berger, 1937

Nach dem Lebensmittelgeschäft Priller, das später in ein festes Haus nahe der Goethestraße umzog, kamen Ende der 1930er Jahre weitere Geschäfte mit Esswaren hinzu, wie Michael Dietl berichtet:

„Für das Viertel war der Priller der erste. Dann ist der Hufnagel gekommen, der war in der Goethestraße, das war der zweite. Dann ist der Bäcker Kuttenreich gekommen und der Kramerladen Berger. Und der Metzger Sauter. Also das waren diese vier Läden und eine Metzgerei, schauen Sie, wie viele Metzgereien wir jetzt da haben. Der Metzger Sauter, der Priller, der Hufnagel, der Kuttenreich und der Berger. Die waren nebeneinander. Das waren die Geschäfte für die ganze Region, da hat einer den anderen gekannt.“

Max Kuttenreich, der Sohn des Begründers der Traditionsbäckerei Kuttenreich, die 1938 eröffnete, erzählt von den Gründungsvoraussetzungen für die Bäckerei, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg auch Lebensmittel anbot:
„Damit man bauen durfte, musste man von der nächsten Bäckerei mindestens 800 Meter weg sein. Das war erfüllt, aber wir durften keine Lebensmittel verkaufen.“

Dekoriertes Schaufenster der Bäckerei Kuttenreich für Schaufensterwettbewerb, 1946/47
„Jedes Jahr hat man einen Schaufensterwettbewerb gemacht, dann ist jedes Mal fotografiert worden, wer das schönste Schaufenster von allen Bäckereien hat. Wenn Kinder da waren, hat man sich vorne hingestellt und hat sich fotografieren lassen.“ (Max Kuttenreich)

Mit dem kurz nach der Eröffnung der Bäckerei Kuttenreich beginnenden Zweiten Weltkrieg kamen der Hunger und die Lebensmittelmarken. Glück hatten die Bewohner im Viertel, weil viele einen Heimgarten zur Selbstversorgung besaßen und die Landwirtschaft des Gasthauses der Familie Hummel im Gebiet ansässig war. Aber auch die Lebensmittelgeschäfte versuchten, ihren Kunden zu helfen. Max Kuttenreich erinnert sich:

„Meine Leute haben während des Krieges bis zum Schluss gebacken, während andere Bäckereien schon zu gehabt haben. Wenn die Wasserversorgung unterbrochen war, sind sie runtergefahren in die Heimgärten und haben Wasser geholt. Sie haben auch ein Stromkabel rübergelegt zur Bäckerei, damit sie immer Brot machen konnten. Und ich weiß auch, dass sie in der Zeit, in der man Marken gebraucht hat, den Leuten Brot gegeben haben, wenn es eine große Familie war, die keine Marken mehr hatte.“

Bis in die 1950er Jahre war es auch üblich, Backwaren zum Fertigbacken in die Bäckerei zu bringen, wohl weil es günstiger war, nicht jeder einen Backofen hatte oder keinen, der groß genug war. Max Kuttenreich dazu:

„Die Leute haben Kuchen und andere Sachen gebracht zum Fertigbacken. 20 Pfenning, oder was das gekostet hat. Früher im Dampfofen, da waren unten zwei Herde, wo man Brot backen konnte und der obere Herd, das war der Konditorofen, der hatte so 20/30 Grad weniger wie die anderen, da hat man die Hausfrauenkuchen gebacken. Vorweihnachtszeit, da haben die Leute ihre Stollen gebracht zum Backen.“

Auch Johann Stachels Mutter brachte Stollen zum Fertigbacken:

„Da hat meine Mutter den Teig hergerichtet und auf ein großes Backblech. Sie hat in der Regel zwei gemacht und die hat man zum Bäcker gebracht. Man hat einen Papierstreifen mit dem Namen drauf mit dazu gegeben und der Bäcker hat diesen dann gebacken, weil der Ofen daheim war ja nicht so groß.“

Manchmal passierte es, dass die Stollen verwechselt wurden und von der Familie, die diese fälschlicherweise in Empfang genommen hatte, schon aufgegessen waren, wenn der eigentliche Besitzer kam.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Bäckerei Kuttenreich auch Lebensmittel in ihr Sortiment auf, deren Ausgabe anfangs noch nicht auf Selbstbedienung beruhte, so Max Kuttenreich:

„Früher war alles mit Bedienung, da hat man ja noch alles abgewogen: Zucker und Salz. Und das Öl wurde abgefüllt und der Senf ist aus großen Gefäßen gepumpt worden.“ Laut Gunda Kuttenreich sind die Leute sogar mit **„Schnapsflaschen gekommen und haben den Schnaps in Taschenflaschen abfüllen lassen“.**

Auch Milch wurde offen verkauft. Erst nach erhaltener Genehmigung und Einweisung in die Handhabung dieser leicht verderblichen Ware durfte diese vom Rest der Produkte abgetrennt verkauft werden, wie Max Kuttenreich erzählt:

Das Kuttenreichsche Geschäft Anfang der 1970er Jahre

„Früher war es in den Lebensmittelgeschäften, die Milch geführt haben, so: Der eine Teil vom Geschäft war Lebensmittel und dann musste man aus dem Laden gehen und auf der anderen Seite war der Milchladen.“ Gunda Kuttenreich ergänzt: **„Ich musste damals sogar eine Milchprüfung machen, damit offene Milch verkauft werden durfte. Damals sind die Leute mit Kannen gekommen und man hat diese da rein gefüllt.“**

Auch Johann Stachel erinnert sich an das Milchholen in seiner Kindheit:

„Es war nicht so, dass jedes Lebensmittelgeschäft damals Milch verkaufen konnte, sondern die hatten einen eigenen Raum, da wurden Milch, Käse und Butter verkauft. Aus Hygienegründen. Da ist man hingegangen und hat gesagt: ‘Drei halbe Milch!’ Mit der Milchkanne ist man da gekommen. Und dann hat man ein Achtel Butter bekommen, nicht ein halbes Pfund, sondern ein Achtel. Das ist dann geteilt worden und man hat ein Pergamentpapier darauf gelegt und ist damit nach Hause.“

Großeinkäufe waren zu dieser Zeit unüblich, verderbliche Waren, wie auch Wurst und Fleisch, wurden meist nur für einen Tag gekauft, das Bier aus Gasthäusern im Krug abgeholt. So war das Einkaufen geprägt durch soziales Miteinander, man hatte seine Stammgeschäfte, in die man ging und denen man die Treue hielt.

Doch das Zeitalter der Supermarkts machte auch vor dem heutigen Konradviertel nicht Halt. So wurde das Geschäft der Kuttenreichs Mitte der 1960er Jahre auf Selbstbedienung umgestellt und auch in den Jahrzehnten danach durch verschiedenen Maßnahmen immer wieder dem Gang der Zeit angepasst. Heute ist es durch den Konkurrenzdruck der Einkaufszentren und Supermarktketten wieder eine Bäckerei. „Das ist die Entwicklung von einem Geschäft“, sagt Gunda Kuttenreich dazu.

Nicht nur die Versorgung mit Lebensmitteln veränderte sich über die Zeit, auch die Versorgung mit anderen Bedarfsgütern wandelte sich, so berichtet Max Kuttenreich:

„Die Versorgung war früher ganz anders. Du hast *einen* Metzger gehabt, du hast *einen* Bäcker gehabt, du hast 4,5,6,7 Lebensmittelgeschäfte gehabt. Es war ein Frisör da, es war eine Drogerie da, es waren Schreibwarengeschäfte da. Ein Maler war da. – Das alles hat sich im Viertel verändert.”

Auch die Handwerksstruktur war früher eine andere, wie Johann Stachel erzählt:

„Was das Viertel auch mitgeprägt hat, war die große Anzahl der Handwerksbetriebe.

Wenn man bedenkt, wie damals ein Fenster gefertigt wurde: Ein Schreiner hat die Schreinerarbeiten verrichtet, angeschlagen wurde das beim Schlosser, der hat die Bänder gemacht, dann ging’s zum Maler zum Grundieren, dann zum Glaser und dann kam der Endanstrich. Heute ist das ein fertiges Produkt mit Scheibe, fix und fertig, wird reingesetzt und dann war’s das. Man hat mehr zusammengearbeitet. Wir haben zunächst in der Baldestraße den Betrieb (heute Heizung Sanitär Stachel in der Frühlingstraße; Anm. der Autorin) vom Vater gehabt, gegenüber war die Schlosserei Karmann und wenn wir Rohrschellen gemacht haben, wir haben uns soweit schon helfen können, aber der hat eine Stanze gehabt und dann sind wir dort gewesen und haben gestanzt und wenn er etwas gebraucht hat, ist er zu uns rüber gekommen. Das war immer ein Miteinander! Man hat sich auch gekannt, wenn man auf der Baustelle war und hat einen Neubau gehabt, da hat man den Fliesenleger gekannt und den Maurer und Elektriker war meinetwegen die Firma Haag oder der Zimmerer. Das war ein anderer Zusammenhalt. Das war schön!“

Doch es soll hier nicht das Bild entstehen, dass früher die Versorgung in jeder Hinsicht besser war. Dies sehen auch die befragten Bewohner des Viertels nicht so, sondern konstatieren alle, dass es zu früheren Zeiten einfach anders war. Auch ist die Entwicklung von vielen kleinen Familienbetrieben hin zu Einkaufszentren und -ketten nicht ein Alleinstellungsmerkmal des Konradviertels, sondern entspricht allgemein dem Wandel der Moderne. Was dabei den befragten Bewohnern zufolge ein wenig verloren gegangen ist, ist das Miteinander im Viertel, das einer zunehmenden Anonymität weichen musste. Doch es tut sich was im Konradviertel, wie ein Blick auf die Veränderungen in den letzten Jahrzehnten beweist und es gibt sie noch, die kleinen Geschäfte, wenn auch nicht mehr so viele.

Als Zubringer zur Autobahn war die Goethestraße viele Jahre geprägt durch mehrere Tankstellen und Kioske, die diese säumten. (Foto um 1967)

Goethestraße

Max Kuttenreich erlebte die Veränderung der Goethestraße hautnah, befindet sich der Stammsitz der Traditionsbäckerei doch an der Ecke Lessingstraße/Goethestraße. Er erzählt über das damalige Erscheinungsbild der Straße: „Da waren einige Tankstellen, weil der ganze Verkehr, der zur Autobahn ging, über die Goethestraße lief. Selbst Kioske waren am Straßenrand."

An den vielen auf dem unteren Bild aus den 1950er Jahren nachträglich bearbeiteten Werbetafeln wird die Bedeutung der Goethestraße deutlich, da sie durch den Durchgangsverkehr zu einem offensichtlich wichtigen Standort für Werbung wurde.

Baumaßnahmen an der Goethestraße in den 1960er Jahren. Rechts sieht man den Eingang des Gasthauses „Zur Linde"

Mit der zügigen Industrialisierung Ingolstadts setzte sich der verstärkte Wohnungsbau in den 1960er Jahren aufgrund des stetigen Bevölkerungswachstums im Konradviertel fort. Im Jahr 1969 war dieser schließlich nahezu vollständig vollendet, das Wohngebiet erfuhr erst ab 1998 wieder Veränderungen, als mit dem Abriss des ersten Wohngebäudes in der Gegend Goethestraße/Oberer Taubentalweg begonnen wurde.[52]

Blick in die Goethestraße, 1967

BUNTES KONRADVIERTEL
DER WEG IN DIE MODERNE

Viehmarkthalle

Als Ersatz für die in den 1930er Jahren erbaute „Donauhalle“, die 1945 von Bomben zerstört wurde, entstand in den 1950er Jahren die Viehmarkthalle auf einem Gelände zwischen Regensburger und Gerhart-Hauptmann-Straße Für viele Jahre war sie ein zentraler Versteigerungs- und Absatzort von Vieh für Bayern. Inzwischen wurde die Halle aufgrund der Erbauung einer moderneren Halle andernorts abgerissen. Das frei gewordene Grundstück wird zur Errichtung moderner Wohnanlagen genutzt.[53]

„Unser Zuhause ist hier"
„Gastarbeiterfamilien" im Konradviertel

Durch den Wirtschaftsaufschwung verstärkten auch „Gastarbeiter" die Einwohnerzahl im Viertel – Arbeitsmigranten, die nach Deutschland kamen, um den bestehenden Arbeitskräftemangel zu decken. Mit dem deutsch-italienischen Anwerbeabkommen von 1955 kamen vornehmlich italienische Arbeiter und mit Abschluss des Abkommens mit der Türkei im Jahr 1961 vor allem türkische Arbeitnehmer ins Konradviertel. Viele von ihnen arbeiteten bei der Auto Union GmbH, der heutigen AUDI AG, aber auch in der DESPAG waren zahlreiche „Gastarbeiter" beschäftigt. Wie in vielen anderen industriellen Betrieben in Deutschland wurden die überwiegend ungelernten Arbeitskräfte meist gegen geringe Bezahlung für schwere und mit Schmutz verbundene Aufgaben eingesetzt, für die in Deutschland aufgrund des Wirtschaftswachstums keine Arbeitskräfte gefunden wurden. So erledigten auch in der Gießerei der DESPAG vornehmlich „Gastarbeiter" die härtesten Arbeiten, wie Johann Stachel erzählt:
„Die Gießerei ist mit Hitze verbunden und mit Schmutz. Das ist äußerst unangenehm. Und damals gab es auch diese Vorschriften noch nicht, wie man sie heute kennt, mit Absaugung und entsprechenden Sicherheitsmaßnahmen. Oder das Putzen – nach dem Guss, das ist ja alles noch roh und muss erst geschliffen werden – das ist natürlich eine unangenehme Geschichte, das kann man mal machen, aber mach' das mal dauernd. Das hat man dann oft die Gastarbeiter machen lassen."
So berichtet auch Nil Genc, die Besitzerin der Bäckerei Genc an der Goethestraße, die 1977 aus der Türkei nach Deutschland kam, von der schweren Arbeit ihres Mannes:
„Mein Mann hat an den Maschinen gearbeitet und Schmutz aus diesen herausgebracht. Er hatte Schutzkleidung an, aber er war jeden Abend total schwarz und musste erst einmal baden. 16 Jahre hat er dort gearbeitet. Er war nicht gerne dort, aber er hat gutes Geld verdient."

Gutes Geld verdienten zu dieser Zeit aus ihrer Sicht viele „Gastarbeiter", auch wenn die Bezahlung meist nicht an die der deutschen Kollegen heranreichte, jedoch zahlten sie oft einen hohen Preis, da viele von ihnen schwere Akkordarbeit im Schichtsystem verrichteten und nicht selten ihre Gesundheit ruinierten.

Der Begriff des „Gastarbeiters" ist heute umstritten, wenn auch immer noch gebräuchlich, da die anfänglichen Abkommen darauf abzielten, Arbeitsmigranten für eine befristete Zeit nach Deutschland zu holen. So erfolgte bereits im Jahr 1973 ein Anwerbestopp, weil keine zusätzlichen Arbeitskräfte benötigt wurden. Doch während viele Italiener das Viertel wieder verließen und in ihre Heimat zurückkehrten, blieben vor allem türkische Arbeiter und holten in den 1970er Jahren auch ihre Familien nach. Aus vorübergehenden Arbeitsverhältnissen wurden häufig unbefristete, die Kinder wuchsen in Deutschland auf, wurden selbst Eltern und die Bande zur alten Heimat lockerten sich oft immer mehr. Der meist ursprüngliche Plan, Geld für die Heimat zu verdienen und nach einer Zeit in diese zurückzukehren, wurde zugunsten eines Lebens in der neuen Heimat aufgegeben. Ein Haus bauten viele in der alten Heimat trotzdem, aber oft nicht mehr als Hauptwohnsitz. Die Enkel und viele Vorteile, die sich ihnen in Deutschland boten, bewegten die Erstankömmlinge zum Bleiben.[54]

Ali Arslan kam 1973 aus der Türkei nach Deutschland und arbeitete bis 1994 schwer in der Gießerei der DESPAG, inzwischen ist er Frührentner. Seine Tochter Semra Keskin, die auch weiterhin im Konradviertel zusammen mit ihren Mann lebt, erzählt aus der Familiengeschichte:
„Als wir gekommen sind, haben wir in der Regensburger Straße gewohnt, 1982 sind wir in die Hebbelstraße gezogen. Ich bin in der Türkei geboren und mit zwei Geschwistern hierher gekommen. Meine Mutter war schwanger, als mein Vater sie nachgeholt hat. Man konnte mit den Firmen handeln und sich entscheiden, für welche Firma man arbeiten möchte. Die DESPAG hat die Gastarbeiter mit allem versorgt, mit Arbeitskleidung und Unterkünften, Sammelunterkünften in der Anfangszeit. Meine Eltern wollten hierher kommen, etwas verdienen und dann wieder zurückfahren, aber es kam nicht so. Die Kinder gingen hier in die Lessingschule, die Eltern meines Vaters starben in der Türkei und man dachte sich: Was soll man in der Türkei? Wir leben hier. Aber natürlich möchten wir auch dorthin fliegen. Wir wohnen am Schwarzen Meer, mein Vater und meine Schwiegereltern haben ein Haus in Istanbul." Ali Arslan ergänzt: „Alle kamen, wollten 10 Jahre bleiben, Geld verdienen, ein Haus in der Heimat kaufen und dann 'Auf Wiedersehen' sagen. Doch nun ist man in der Türkei ein halber Deutscher."

So waren aus den ehemaligen „Gastarbeitern" Einwanderer geworden, die im Konradviertel eine zweite Heimat fanden. Nach wie vor fühlen sich viele im Angesicht ihrer alten und ihrer neuen Heimat zwischen den Stühlen sitzend, wie Nil Genc es beschreibt, die mit 15 ins Konradviertel kam:
„Im Konradviertel bin ich aufgewachsen, hier bin ich an die Umgebung gewöhnt. Hier habe ich meine Kinder groß gezogen. Ich kann das hier nicht mit der Türkei vergleichen, die mein eigenes Land ist, aber das hier ist mein zweites Land. Wenn ich hier bin, ist das meine Heimat und die Türkei meine zweite Heimat. Und umgekehrt."

Auch Maria Schmitt, die Anfang der 1970er-Jahre als Kind aus Italien nach Deutschland kam und seit 1973 im Konradviertel lebt, berichtet von diesem Gefühl der Zerrissenheit: **„Meine Mutter wollte nicht mehr nach Italien, sie hat gesagt: Hier lebe ich und hier will ich auch sterben. Sie sagt, die Kinder leben hier. Es wäre etwas anderes, wenn wir nach Italien zurückgegangen wären. Ich möchte auch nicht nach Italien zurück, weil mein Sohn und meine Enkelkinder hier sind. Urlaub machen in Italien ist schön, aber unser Zuhause ist hier."**

„Es war schwierig am Anfang"
Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion

Neben den Heimatvertriebenen, den Flüchtlingen und den „Gastarbeiterfamilien", die im Viertel nach dem Zweiten Weltkrieg ansässig wurden, kamen ab den 1990er-Jahren auch Spätaussiedler aus den Republiken der ehemaligen Sowjetunion ins Konradviertel, um hier eine neue Heimat zu finden.[55]

Aljona Stark, Jahrgang 1979, kam 1995 aus Russland nach Deutschland und lebt seit einigen Jahren im Konradviertel. Sie erzählt über ihre Anfangszeit in Deutschland:

„Nach Deutschland sind wir 1995 gekommen. Ich war fast 16, meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Russe. Es war schwierig am Anfang. Als das geplant wurde, hat mich groß niemand gefragt. Es war normal! Die Familie geht nach Deutschland und gut. Ich habe mir das eigentlich auch so vorgestellt. In Russland war es schwierig. Doch als wir umgezogen sind, haben wir gesehen: Es ist auch kein Paradies hier. Hier gibt es auch Schwierigkeiten. Vor allem die Sprache.“
So erging es vielen Neuankömmlingen deutscher Abstammung, die selbst kein Deutsch mehr sprachen und die einige Zeit brauchten, um mit ihrer neuen Heimat warm zu werden. Für Aljona Stark waren die ersten Jahre in Deutschland schwer, heute fühlt sie sich jedoch im Konradviertel zu Hause und schätzt die Wohngegend für das bunte Miteinander:

„Für mich ist es nicht schwierig. Ich habe Freunde, ich habe viele Bekannte. Wenn ich einkaufen gehe oder einfach so rausgehe, treffe ich Leute und wir grüßen uns, wir sprechen miteinander. Ich fühle mich wohl hier. Es gibt türkischstämmige Familien, es gibt alle möglichen Nationalitäten. Manche wollen nur mit ihresgleichen zu tun haben. Aber, das Wichtigste ist, die Menschen können wählen: Möchten sie mit allen Kontakt haben oder grenzen sie sich ab. Das kann jeder selbst entscheiden! Aber wenn man Lust auf Kontakt hat, habe ich noch nie gehört: ‘Nein, Du kommst aus Russland! Mit Dir wollen wir nichts zu tun haben!’ Das ist nicht der Fall!“
Doch nicht immer gestaltet sich das Zusammenleben so einfach und es gab und gibt auch Entwicklungsbedarf im Konradviertel, der zur Beteiligung am Programm „Soziale Stadt” führte.

Das Programm „Soziale Stadt Konradviertel”

Nach einer Erhebung von 2010 sind 60 Prozent der Bewohner des Viertels heutzutage Menschen mit Migrationshintergrund.[56] Als im Jahr 2006 ein Bericht des Programms „Soziale Stadt“ das Zusammenleben im Konradviertel analysierte, wurden viele Probleme sozialer Natur festgestellt:

„Sprachbarrieren, Vorurteile und mangelnde Toleranz unter den verschiedenen Volksgruppen erschweren die Integration und das Entstehen von intakten Nachbarschaften im Konradviertel. Deutsche, Türken und BewohnerInnen aus den ehemaligen GUS Staaten leben im Stadtteil meist isoliert voneinander, es bestehen wenig Kontakte und Berührungspunkte.“[57]

Eine hohe Arbeitslosenzahl und teilweise problematische Familienverhältnisse kamen hinzu.[58] Die zunehmende Tendenz zur Individualisierung hatte zudem dazu geführt, dass selbst innerhalb der homogenen Gruppen nur mehr wenig Möglichkeiten für gemeinsame Erlebnisse gegeben waren. Nil Genc erinnert sich an frühere Zeiten, als dies noch anders war:
„Wir haben draußen gesessen. Wir haben draußen Essen gemacht. Einer hat Tee gemacht, einer hat Plätzchen gemacht, einer hat Börek gemacht – ein großer Tisch voll. Im Sommer sind wir draußen gesessen bis es abends dunkel wurde und haben Handarbeiten gemacht. Jetzt lebt jeder für sich in seinem Block.“

Vergessen werden darf dabei jedoch nicht, dass diese Entwicklung, die auch ältere Bewohner des Viertels beklagen, auch mit der Berufstätigkeit der Frauen einherging, die bei traditionellen türkischen Familien erst später üblich wurde. So hatte diese wichtige Errungenschaft auch Nachteile für das soziale Miteinander, für die es Alternativen zu finden galt. Doch nicht nur das Zusammenleben der Menschen im Konradviertel wurde als verbesserungswürdig eingestuft. Viele weitere Mängel führten zur Beteiligung am Programm „Soziale Stadt“.

Das Programm „Soziale Stadt“ wurde als Städtebauförderungsprogramm mit dem Namen „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“ vom Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung ins Leben gerufen. Ziel ist es, Stadtteile wie das Konradviertel zu fördern und die Lebenssituation für die Bewohner dieser Viertel zu verbessern. Finanziert wird das Programm durch Bund, Länder und die Kommunen. Auch im Konradviertel zeigten sich bei dessen Untersuchung nicht nur Probleme des sozialen Miteinanders, sondern auch in den Bereichen Wohnen, Wohnumfeld und Infrastruktur.[59] Das Programm „Soziale Stadt Konradviertel“, das seit Dezember 2006 läuft und vorerst bis November 2011 ausgelegt wurde, sollte und soll in diesen Bereichen zu Verbesserungen führen und die Förderung zeigte bereits zahlreiche Früchte.[60]

Verschiedene Freiflächen, wie zum Beispiel der Spielplatz an der Christoph-von-Schmid-Straße, gelegen im ehemaligen Pionierwäldchen, wurden neu gestaltet und der Zugang zur Donau, der das Viertel viele Jahre prägte, wurde wieder hergestellt.

Der neue Donaustrand

Durch den weiteren Wandel des Viertels über die Jahrzehnte und die stärkere Bebauung der Gegend gerieten die einstigen Donauauen und damit der Donaustrand immer weiter in Vergessenheit, bis kein wirklicher Zugang zur Donau mehr vorhanden war.

Erst nach dem Wechsel ins neue Jahrtausend war es im Jahr 2010 wieder soweit: Am 12. Juni erfolgte die feierliche (Wieder-)Eröffnung des Donaustrandes. Ein circa 4,5 Hektar großes Freigelände wurde südlich des ehemaligen Viehmarktgeländes für rund 170.000 Euro neu angelegt, nicht nur für die Bewohner des Konradviertels, sondern auch für Erholung Suchende aus anderen Teilen der Stadt. Das Förderprogramm „Soziale Stadt” von Bund und Land machte den Ausbau des Uferbereichs und dessen Nutzung durch seine finanzielle Beteiligung möglich.[61]

Doch ganz so wie früher gestaltet sich ein Badetag an der Donau heute nicht mehr – der Umgang mit der Natur und dem Fluss hat sich gewandelt. Wo es früher Normalität war, in der Donau zu baden, sind die Strandgänger heute aufgrund von Strömung und unbeständiger Wasserqualität sehr viel vorsichtiger geworden. Die Unbeschwertheit im Umgang mit der Natur, die in damaligen Zeiten vorherrschte, ist keine Selbstverständlichkeit mehr. Der neue Zugang zur Donau bietet jedoch die Möglichkeit, sich dieser wieder anzunähern.

Der neu angelegte Donaustrand

Der neue Stadtteiltreff Konradviertel

Neben der Wohnumfeldverbesserung bemüht sich das Quartiersmanagement außerdem um die Verbesserung des Zusammenlebens im Viertel. Eine Bürgerbefragung wurde seit Beginn des Programms durchgeführt, die sich den Wünschen der Bewohner des Viertels sowie der Gewerbetreibenden widmete.
Von Stadtteilbüro und Stadtteiltreff des Programms „Soziale Stadt Konradviertel“ gehen zudem viele weitere Impulse aus. Diese reichen von Beratungsangeboten über Angebote speziell für Familien, Mütter, Senioren, Jugendliche und Kinder bis hin zu Angeboten für die Gesamtbevölkerung, wie das Feiern gemeinsamer Feste. Darüber hinaus existiert eine eigene Stadtteilzeitung, die die Bewohner über das Konradviertel informiert. Erwähnt werden muss an dieser Stelle auch die Fahrradwerkstatt, seit 2008 ein Projekt der Sozialen Stadt, das von der Bevölkerung sehr gut angenommen wird.

Doch das Programm „Soziale Stadt“ und dessen Arbeit standen von Anfang an nicht allein da. Es funktioniert vor allem deshalb, weil alle Institutionen an einem Strang ziehen: „Vertreter der Schulen, Kirchen, Sportvereine, Kindergärten, Vertreter aller Parteien des Stadtrates, des Bezirksausschusses, der Wohnbaugesellschaften, Mitglieder der Verwaltung, der Freien Träger oder der Polizei in Vertretung des Stadtteilpolizisten (...).“[62]

Und das Viertel hat sich gewandelt, wie auch der Stadtteilpolizist Klaus Herrmann erzählt, der seit 10 Jahren für das Viertel zuständig ist: „Sie können sicher leben im Konradviertel. Es ist ein schönes Viertel! Ich finde, dass sich das Miteinander schon geändert hat. Es ist auch nicht mehr so, dass die Leute dauernd ausziehen, sodass man alle zwei Jahre neue Mieter hat.“

Neue bunte Fassade am Hochhaus in der Dörflerstraße

Modernisierung und lebendiges Wohnen

Ein besonderes Augenmerk legte das Programm „Soziale Stadt“ auf die Sanierung dringend renovierungsbedürftiger Gebäude: Bereits in den 1970er Jahren waren erste Sanierungsmaßnahmen durchgeführt worden. Die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft hatte zudem durch die Umwandlung von Wohnungen in Reihenhäuser neue Wohnstätten für kinderreiche Familien geschaffen. Auch behindertengerechtes Wohnen war in dieser Zeit etabliert worden.[63] Doch trotzdem der Großteil der Wohngebäude im Viertel, die im Besitz der Wohnbaugesellschaften waren, darüber hinaus schließlich in den 1980er und 1990er Jahren saniert worden war, lebten viele sozial schwächer gestellte Bewohner weiterhin in beengten Wohnverhältnissen in sanierungsbedürftigen Geschossbauten der 1950er und 1960er Jahre. Dies war ein vor allem für kinderreiche Familien nicht haltbarer Zustand.

Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre wurden frei gewordene Wohnungen mit einfachem Standard auch meist nur mehr von „Gastarbeitern“ gemietet, für die diese aufgrund ihrer Lebenssituation in Frage kamen. Im Jahr 1980 wurden 10% dieser Wohnungen von „Gastarbeitern“ bewohnt.[64] Nil Genc erzählt vom Leben mit ihrem Mann und ihren drei Kindern, die inzwischen erwachsen sind, in den schwierigen Wohnverhältnissen:
„Als ich mein zweites Kind bekommen habe, sind wir in den 80er-Jahren in die Goethestraße gezogen. Da haben wir wenig Platz gehabt, als das dritte Kind zur Welt kam. Ich habe meine Kinder auf 44 Quadratmetern groß gezogen. Das war eine Wohnung ohne Bad, wir haben die Toilette vergrößern und eine Badewanne reinstellen lassen und einen Boiler. Eine andere Möglichkeit hatten wir nicht. Immer in den Keller zum Waschkessel gehen, das ging nicht. So habe ich im Winter die Badewanne benutzt, das hat ewig gedauert, bis das Wasser heiß war, und im Sommer den Keller. Da hab ich Holz zum Baden gelagert, und eine Sitzbank aufgestellt, damit die Anziehsachen meiner Kinder nicht nass werden.“

Umfangreiche Sanierungsmaßnahmen wurden deshalb für die verbliebenen renovierungsbedürftigen Wohnungen in Zusammenarbeit mit den Wohnungsbaugesellschaften beschlossen, um die Wohnqualität der Bewohner zu verbessern. Die meisten von ihnen sind bereits umgesetzt und die Vielfalt und Buntheit des Viertels spiegelt sich nun auch in den Fassaden der sanierten Gebäude wider.[65] Verbessert wurden auch die Außenanlagen der Wohnungen durch die Schaffung von Gärten, Freiflächen und anderen Grünanlagen.[66]

Eine Lobby für Kinder und Jugendliche

Für die Jugend im Konradviertel ist ein Neubau für die Mobile Jugendarbeit am Nordpark entstanden, der Jugendlichen unter anderem die Möglichkeit bietet, Räume in Selbstverwaltung zu nutzen. Gabi Pulm-Muhr, die für die Mobile Jugendarbeit im Viertel zuständig ist, hält diese Möglichkeit für ausgesprochen wichtig: „Unser Herzstück der Arbeit sind drei Räume, die wir zur Verfügung haben, die wir Jugendlichen geben können, damit diese die Räume über einen Schlüsselträger selbstständig nutzen können. Das ist eines unserer intensivsten Lernfelder.“ Artur Hermann, der den Stadtteiltreff der Gerhart-Hauptmann-Straße für Kinder und Jugendliche am Rande des Konradviertels leitet, ergänzt dazu: „Wer sich darauf einlässt, muss bestimmte Regeln akzeptieren. Wenn im Nebenzimmer russischstämmige Jugendliche sind und man gehört zu den türkischstämmigen, dann muss man sich einigen. Da ist viel passiert in Richtung Integration.“ Für die Zukunft des Viertels wünschen sich beide noch mehr Akzeptanz der Jugendlichen, so Artur Hermann:

„Ich wünsche mir, dass die Lobby für Kinder und Jugendliche nicht weniger, sondern eher mehr wird. Denn gerade der Nordosten Ingolstadts ist nach wie vor kein Vorzeigeviertel, auch wenn vieles sich zum Positiven verändert hat. Vom Baulichen angefangen über die Leute, die da wohnen, denn wir haben eine Mischung, die man auf den ersten Blick gar nicht sieht. Von der bevorzugten Wohngegend bis zum Glasscherbenviertel gibt es ja alles. Vom Handwerk bis zur Industrie ist alles da. Aber da darf man nicht nachlassen. Es geht auch darum, dass es weitergeht.“

Der neue Jugendtreff

So ist dieses Portrait des Konradviertels schließlich an seinem Ende angekommen und hat sich bemüht zu zeigen, dass es nicht immer nur die Innenstädte sind, die eine spannende Geschichte und Geschichten erzählen können. Auch „Randgebiete" und ihre Entwicklung sind von zentraler Bedeutung für eine Stadt. Das Konradviertel ist seinen Weg gegangen von einem „Arbeiterviertel" des Königlich Bayerischen Hauptlaboratoriums hin zu einem immer attraktiver werdenden modernen Wohnviertel mit bunt gemischter Bevölkerung.

„Kinder verschiedener Nationalitäten sind gemischt, sie wachsen so auf und sie sind daran gewöhnt. Sie akzeptieren sich so, wie sie sind. Ich finde, das ist toll! Ich sehe, sie sind einfach eins, obwohl sie aus verschiedenen Kulturen kommen."
(Aljona Stark)

Sicher werden sich nicht alle Probleme des Stadtteils beilegen lassen, doch die meisten Menschen leben gerne hier und sehen das Konradviertel als ihre Heimat. Georgine Putschögl, die die Verwandlung des Viertels erlebt hat, rief während des Interviews begeistert aus:

„Schauen Sie mal, das Konradviertel, das kann sich doch heute sehen lassen!"

Ein Ausruf, der den Abschluss dieses Portraits bilden soll und dazu einlädt, die lebendige Geschichte dieses Gebietes von Ingolstadt selbst zu erleben.

Schüler und Schülerinnen der Lessingschule

Anmerkungen

[1] Vgl. Stadt Ingolstadt (Hrsg.): Kleinräumige Statistiken zum 31.12.2010. Bevölkerung, Arbeit, Soziales, Wohnungen, Haushalte nach Stadtbezirken und Unterbezirken, Stadt Ingolstadt – Stadtentwicklung und Statistik, März 2011, S. 3

[2] Vgl. ebd., S. 5, 7, 19/20, 22, 25, 27, 39, 44, 48, 56

[3] Vgl. Katholische Pfarrei St. Konrad / Ingolstadt (Hrsg.): 50 Jahre Kirche St. Konrad, Ingolstadt 2002, S. 26 f. (Im Folgenden zitiert als Katholische Pfarrei St. Konrad 2002)

[4] Vgl. ebd., S. 67 und www.bruder-konrad.de/leben/leben.php (u.a. Zeittafel und Lebensbeschreibung von Kosmas Wührer, Zugriffsdatum: 15. April 2011)

[5] Vgl. Brigitte Huber (Im Folgenden zitiert als Huber 2000): Wege aus der Stagnation – Ingolstädter Entwicklung zum überregionalen Wirtschaftsstandort / Teil 1, in Stadt Ingolstadt, Stadtmuseum Ingolstadt, Deutsches Medizinhistorisches Museum, Bayerisches Armeemuseum (Hgg.): Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter, Ingolstadt 2000, S. 180-202 und Erich Maßl (im Folgenden zitiert als Maßl 1996): Mir war'n scho wer! 110 Jahre Ingolstädter Gießereigeschichte, Creative Verlag, Ingolstadt 1996, S. 17f.

[6] Zum Vergleich: Das Zentraldepot für Auto-Union-Ersatzteile, der Beginn der Ansiedlung der heutigen AUDI AG, wurde erst 1945 in der Schrannenstraße eröffnet. Vgl. Werner Karl: Aufgewachsen in Ingolstadt in den 40er und 50er Jahren, Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2009, S. 23

[7] Vgl. Huber 2000, S. 234ff., Maßl 1996, S. 18-22 und Peter Baier: Arbeiter in Ingolstadt während des Ersten Weltkrieges. Dargestellt am Beispiel der Königlich-Bayerischen Geschützgießerei und Geschoßfabrik und des Königlich-Bayerischen Hauptlaboratoriums. Hausarbeit zur Erlangung des Magister Grades an der Ludwig-Maximilian-Universität München, Ingolstadt 1984, S. 8-10 (im Folgenden zitiert als Baier 1984)

[8] Vgl. Huber 2000, S. 214, Hans Fegert: Alte Ansichten von Ingolstadt, 3K-Verlag, Kösching 1987, ohne Seitenzählung (Im Folgenden zitiert als Fegert 1987) und Leonhard Bergsteiner: Bayerischer Lazarettzug Nr. 2. Aus: Wagen. Das Archiv der deutschen Reisezug- u. Güterwagen. Erg. 21. U. 25. 2001/2002, S. 140

[9] Vgl., Baier 1984, S. 18-75 UND Maßl 1996, S. 40ff.

[10] Vgl. Maßl 1996, S. 64 ff., Baier 1984, S. 152f., Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG, 1990, S. 1 (im Folgenden zitiert als Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG 1990) und Rieter Ingolstadt Spinnereimaschinenbau AG (Hrsg.): Sonderausgabe zum Jubiläum 200 Jahre Rieter 1795 – 1995, Ingolstadt 1995, S. 11f. (im Folgenden zitiert als Rieter Ingolstadt Spinnereimaschinebau AG 1995)

[11] Vgl. Maßl 1996, S. 83ff., Baier 1984, S. 153f. und Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft Ingolstadt (Hrsg.): 75 Jahre Textilmaschinenbau. Das Portrait eines Industriebetriebes, Verlag Donau Kurier, Ingolstadt 1958, S.53 (Im Folgenden zitiert als Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft Ingolstadt 1958)

[12] Vgl. Tobias Schönauer: Zwangsarbeiter in Ingolstadt während des 2. Weltkrieges. Dokumentation zur Stadtgeschichte, Band 6, herausgegeben von Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum, Ingolstadt 2005, S. 32ff.

[13] Vgl. ebd., S. 47

[14] Ebd., S. 46.; auf die Geschichte der Barackenlager im Gebiet des heutigen Konradviertels insgesamt wird im Abschnitt „Vom Barackenviertel zum Bauboom" eingegangen.

[15] Vgl. Maßl 1996, S. 90ff., Baier 1984, S. 154, Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG 1990, S.1ff., Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft Ingolstadt 1958, S. 53ff., Rieter Ingolstadt Spinnereimaschinebau AG 1995, S. 9ff. und http://rieter.com/de/textile/ueber-rieter-textile/niederlassungen/rieter-ingolstadt-gmbh/firmengeschichte/ (Zugriffsdatum: 20. April 2011), vielen Dank an die Rieter Ingolstadt GmbH für die Bereitstellung aktueller Informationen zum Unternehmen.

[16] Viele weitere kleinere und größere Unternehmen, wie in der Textilbranche u.a. Bäumler und Rosner, aber auch kleine und mittelständische Handwerksbetriebe, Einzelhandelsgeschäfte, Hotels, Pensionen u.a. haben das Konradviertel geprägt und/oder prägen es noch. Im Rahmen dieser Broschüre kann jedoch nicht auf alle diese Betriebe eingegangen werden, sondern es können nur Beispiele herausgegriffen werden, die die historische Entwicklung des Viertels verdeutlichen.

[17] Josef Würdinger, Zeitreise durch die Geschichte der Ingolstädter Stadtpolizei, 1312-1972/74. Vom Schergen zum Landespolizeibeamten. Historische Dokumente, Fotos, Zeitungsartikel und Zeitzeugenberichte, herausgegeben von „Polizei-Geschichte Region 10", Ingolstadt 2003, S. 105

[18] Siehe auch Abschnitt über Zwangsarbeiter im ehemaligen Hauptlaboratorium während des Zweiten Weltkriegs.; vgl. Baier 1984, S. 14f. u. S.89ff. und Maßl 1996, S. 36f. u. S. 44

[19] Maßl 1996, S. 44

[20] Wirtschaftsplan der Stadt Ingolstadt, Erläuterungsbericht 1941, S. 26 (Im Folgenden zitiert als Erläuterungsbericht 1941)

[21] Vgl. Kunstverlag Jos.Bühn München (Hrsg.): Ingolstadt. Stadtchronik, Abschnitt über Firma Albert Uhlmann, ohne Seitenzahlen

[22] Vgl. Erläuterungsbericht 1941, S. 28, Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH (Hrsg.): Von der Mietwohnanlage mit Kleinwohnungen zur Einfamilienhaussiedlung für Kinderreiche und Behinderte, Ingolstadt 1980, S. 3ff. (Im Folgenden zitiert als Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 1980), Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH (Hrsg.): 75 Jahre „Gemeinnützige" Ingolstadt. Wohnen für Generationen, Katalog zur Fotoausstellung in der Reithalle im Klenzepark 12. bis 27. September 2009, espresso Verlag, Ingolstadt 2009, S. 8ff. (Im Folgenden zitiert als Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 2009), Donaukurier 19.6.1984: 50 Jahre Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Ingolstadt GmbH, herausgegeben von der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft Ingolstadt GmbH und Donaukurier 21.8.1996: Wohnungsbau der Traditionalisten: Die 30er Jahre von Rudolf Sturmberger.

[23] Ingolstädter Tagblatt, 3.9.1938: Ingolstadts Zubringer zur Reichsautobahn von Stadtbaurat Dr. Schwäbl

[24] Ebd.

[25] Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1920, herausgegeben im Reichsministerium des Innern, Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei, S. 962-963, siehe auch: Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, Band 333, Stenographische Berichte von der 159. Sitzung am 12. April 1920 bis zur 180. (Schluß-)Sitzung am 21. Mai 1920, Berlin 1920, 175. Sitzung, Donnerstag, den 29. April 1920, S. 5606ff.

[26] Vgl. Reichsgesetzblatt, Teil 1, ausgegeben zu Berlin, den 27. November 1937, Nr. 129, S. 1289f.

[27] Hildegard Wirthmüller: Ingolstädter Jugend unter dem Hakenkreuz 1933-1945, 3K-Verlag, Kösching 2008, 15f.

[28] Erläuterungsbericht 1941, S. 27/28

[29] Stadtgemeinde Ingolstadt: Verwaltungsbericht für 1935/36, 1936/37, 1937/38 mit 16 Diagrammen und 42 Bildern, erstellt von Stadtarchivar H. Kuhn, Dezember 1938, S. 5

[30] zum Umriss des Pionierübungsplatzes siehe Ausschnitt aus Plan zur Donaukorrektion (S. 72) und Fegert 1987, ohne Seitenzählung

[31] Vgl. Fegert 1987, ohne Seitenzählung

[32] TSV Ingolstadt Nord 1897 / 1913 e. V. (Hrsg.): Festschrift zum 100-jährigen Vereinsbestehen, 400. Quartal seit der Gründung, II/97, S. 19ff., ESV 1897 Ingolstadt (Hrsg.): Festschrift zur Fahnenweihe des ESV 1897 Ingolstadt-Nord, 14. September 1980, ohne Seitenzählung und TSV Ingolstadt Nord 1897 / 1913 e. V. (Hrsg.): Vereinsjournal, III./3. Quartal 2010

[33] Vgl. Max Böhm: „Kulturwut“ – Von der Zähmung der Ingolstädter Donaulandschaft, in Stadt Ingolstadt, Stadtmuseum Ingolstadt, Deutsches Medizinhistorisches Museum, Bayerisches Armeemuseum (Hgg.): Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter, Ingolstadt 2000, S. 172-177

[34] Hans Fegert: Zeitzeugenberichte zu den Luftangriffen auf das Konradviertel (1945), Auszüge aus den Büchern „Luftangriffe auf Ingolstadt“ und „Angriffsziel Ingolstadt“, keine Seitenangaben

[35] Vgl. Hans Fegert: Die Luftangriffe auf Ingolstadt und die Ankunft der Amerikaner, in: Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum Ingolstadt (Hgg.): Ingolstadt im Nationalsozialismus. Eine Studie. Dokumentation zur Zeitgeschichte, Band 1, Ingolstadt 1995, S. 543ff.

[36] Stefan Schuch: Ingolstadt unter US-amerikanischer Besatzung 1945 bis Frühjahr 1948, in: Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum Ingolstadt (Hgg.): Ingolstadt im Nationalsozialismus. Eine Studie. Dokumentation zur Zeitgeschichte, Band 1, Ingolstadt 1995, S. 583-584, vgl. zum Abschnitt insgesamt S. 583ff.

[37] Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 1980, S. 16

[38] Ebd.

[39] Vgl. Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 2009, S. 11ff.

[40] Vgl. Hans Nauderer: Eingliederung und Wiederaufbauleistung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Ingolstadt, Ingolstadt 1986, S. 170

[41] Donaukurier 22./23.4.2006: Doppelmord vor 40 Jahren erschütterte ganz Ingolstadt von Bernhard Pehl UND Donaukurier Extrablatt 20.4.1966: Doppelmord und Selbstmord. Tragödie während des Fernseh-Krimis von Ingolf Otto

[42] Donaukurier 9.4.1964: Von der Hühnerfarm bis zum Hotel, Autor nicht genannt

[43] Donaukurier 31.7.1972: Zum Drink rumänische Folklore, Autor nicht genannt

[44] Donaukurier 31.7./1.8.2010: Freiheit im Glashaus von Christian Rehberger

[45] St. Willibalds-Bote 28.12.1952

[46] Vgl. Katholische Pfarrei St. Konrad 2002, S. 26 ff.; in diesem Portrait kann die Geschichte des Kirchenbaus und der Gemeinde St. Konrad nur überblicksartig wiedergegeben werden, zur weiteren Information empfiehlt sich die Chronik 50 Jahre Kirche St. Konrad, auf die hier Bezug genommen wird.

[47] Evangelischer Gemeindebote November 1953

[48] Vgl. Johann Renner: Ev. Kirchenchronik St. Lukas Ingolstadt – Großmehring, Großmehring 2003, S. 11f., S. 94, Pfarrer i.R. Hanskarl Müller: Pfarrbeschreibung der Kirchengemeinde Ingolstadt-St. Lukas für die Jahre 1954 – 1972, Ingolstadt 1978, S. 4ff. unG vgl. Evangelischer Gemeindebote Juni 1955: Aus der Baugeschichte unserer St. Lukas-Kirche; auch die Geschichte der St. Lukas-Kirche kann in diesem Rahmen nur im Überblick wiedergegeben werden, die hier genannten Chroniken empfehlen sich zur eingehenden Lektüre.

[49] Grund- und Hauptschule an der Lessingstraße (Hrsg.): 50 Jahre Schulen an der Lessingstraße, Ingolstadt Mai 2010, S. 22ff.

[50] Donaukurier 10.12.1959: Die neue Schule neben der neuen Kirche, Autor nicht genannt

[51] Im Folgenden wird ein Überblick über den Wandel der Versorgungslage im Viertel gegeben, es ist wiederum nicht möglich, alle Geschäfte zu erwähnen, die es in diesem Gebiet gab oder gibt. Vielmehr soll an Beispielen ein Bild gezeichnet werden, das die Entwicklung der Geschäftsstruktur deutlich macht.

[52] Vgl. Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 2009, S. 14f.

[53] Vgl. Zweckverband Donauhalle Ingolstadt (Hrsg.): Donauhalle Ingolstadt. Eröffnet am 20. November 1958. Redaktion: Rudolf Koller, Ingolstadt 1958
und www2.ingolstadt.de/showobject. phtml?La=1&object =tx|465.888.1 (Zugriffsdatum: 22. Mai 2011)

[54] Vgl. Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, C.H. Beck, München 2001, S. 192ff.

[55] http://bundesrecht.juris.de/bvfg/index.html (Zugriffsdatum: 25. Mai 2011)

[56] Vgl. Abschnitt „Das Konradviertel im Überblick“

[57] Bericht: Vorbereitende Untersuchungen. Integriertes Handlungskonzept. „Soziale Stadt“ Konrad-Viertel und Hebbelstraße Stadt Ingolstadt, März 2006, Freiraumplanung: Wolfgang Weinzierl, Landschaftsarchitekten, Architektur und Städtebau: Mang und Zellner, Architekten BDA, Sozialraum und Beteilungsprozess: 504 Kommunikation, S. 12 (Im Folgenden zitiert als Vorbereitende Untersuchungen 2006); wichtig ist hier zu beachten, dass das Untersuchungsgebiet des Projektes „Soziale Stadt“ nicht genau deckungsgleich mit dem Unterbezirk Konradviertel ist, jedoch weitgehend von denselben Problemen ausgegangen werden kann.

[58] Vgl. ebd., S. 10off.

[59] www.sozialestadt.de/programm/ (Zugriffsdatum: 28. Mai 2011)

[60] Erfolgsbilanz Soziale Stadt im Konradviertel, Projekt Soziale Stadt 1.12.2006 – 30.11.2011, erstellt von Barbara Plötz, Quartiersmanagerin (Im Folgenden zitiert als Barbara Plötz 2011)

[61] Vgl. Donaukurier 14.6.2010: Der Strand vor der eigenen Haustür von Christian Rehberger, Donaukurier 10.08.2010: Ein eigener Strand vor der Haustür von Svetlana Jung und Stadtkulisse September 2010: Donaustrand. Freizeitanlage für das Konradviertel, Siegfried Bauer, Stadtplanungsamt / Soziale Stadt

[62] Vgl. Barbara Plötz 2011, S. 3

[63] Vgl. Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 1980, S. 21ff.

[64] Vgl. Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH 2009, S. 20

[65] Vgl. Vorbereitende Untersuchungen 2006, S. 4ff. und Barbara Plötz 2011, S. 1

[66] Vgl. Die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH (Hrsg.): VdW-Bayern Forum Technik am 03.07.2008

Interviewpartner

Ali Arslan, Jahrgang 1943, geboren in Ordu/Türkei, Rentner, ehemaliger Beruf: Lackierer

Michael Dietl, Jahrgang 1930, geboren in Ingolstadt, Rentner, ehemaliger Beruf: Betriebsabrechner

Michael Fekete, Jahrgang 1939, geboren in Frauendorf/Rumänien, Hausmeister St. Lukas, ehemaliger Beruf: Spengler

Nil Genc, Jahrgang 1967, geboren in Kastamonu/Türkei, Bäckerin

Artur Hermann, Jahrgang 1953, geboren in Wildberg/Schwarzwald, Dipl. Pädagoge

Klaus Herrmann, Jahrgang 1962, geboren in Ingolstadt, Polizei-Kontaktbeamter Nordost

Evi Hummel, Jahrgang 1948, geboren in Ingolstadt, Hotelfachfrau

Kajetan Irrenhauser, Jahrgang 1935, geboren in Ingolstadt, Aushilfsmessner St. Konrad, ehemaliger Beruf: Technischer Offizier der Bundeswehr/Luftwaffe

Christine Irrenhauser, Jahrgang 1939, geboren in Ingolstadt, Hausfrau, ehemaliger Beruf: Verkäuferin

Semra Keskin, Jahrgang 1973, geboren in Ordu/Türkei, Bäckereihelferin

Gunda Kuttenreich, Jahrgang 1944, geboren in Pleiling, Rentnerin, ehemaliger Beruf: Bäckereiverkaufsleiterin

Max Kuttenreich, Jahrgang 1942, geboren in Ingolstadt, Rentner, ehemaliger Beruf: Bäckermeister

Gabi Pulm-Muhr, Jahrgang 1965, geboren in Stuttgart, Dipl. Soz. Pädagogin (FH)

Georgine Putschögl, Jahrgang 1932, geboren in Ingolstadt, Rentnerin, ehemaliger Beruf: Hotelgeschäftsführerin

Maria Schmitt, Jahrgang 1958, geboren in Corigliano-Colabro/Italien, Hausfrau

Johann Stachel, Jahrgang 1944, geboren in Ingolstadt, Spenglermeister, Gas- und Wasserinstallateurmeister

Aljona Stark, Jahrgang 1979, geboren in Tschimkent/Kasachstan, Kunstmalerin und Sozialbetreuerin

Ingeborg Zieglmeier, Jahrgang 1938, geboren in Ingolstadt, Hotelgeschäftsführerin

Martin Zieglmeier, Jahrgang 1935, geboren in Ingolstadt, Hotelgeschäftsführer

Bildnachweis

S. 2: Kindergarten der St. Konrad-Kirche im alten Pfarrsaal, 1954 (Kajetan Irrenhauser); S. 8: Kartenausschnitt Konradviertel (GWG); S. 10: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 18: Arbeiter im Hauptlaboratorium, ca. 1927 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 20: Arbeiter im Hauptlaboratorium, ca. 1924 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 22: Frauenunterkunft in Baracke, um 1917 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 24: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 24-30: Barackenlager, 1920er/30er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 33: Roseggerstr.2, 1930er Jahre (Schmidt); S. 34: Positionsfoto (Thomas Neumaier), Gemeinnütziger Wohnungsbau, 1920 (GWG); S. 36: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 37: Vor Eingang Goethestraße 73, nach 1930 (Haid); S. 38: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 39: Vor Eingang Goethestraße 73, nach 1930 (Haid); S. 41: An der Donau, 1930er Jahre (Georgine Putschögl); S. 42: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 43: Wohnhaus mit Kleintierstall, 1930er Jahre (Kajetan Irrenhauser); S. 44: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 45: RTSV 1897, Merkl, Stark u. König, 1934 (Kajetan Irrenhauser); S. 46: Beim Bau der Kirche St. Konrad, 1952 (Kajetan Irrenhauser); S. 48: Grundsteinlegung St. Lukas, 26.9.1953 (Geimeinde St. Lukas), S. 50: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 51: Max Kuttenreich vor der Bäckerei, 1946/47 (Max Kuttenreich); S. 52: In der Backstube Kuttenreich, 1950er Jahre (Max Kuttenreich); S. 54: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 54: Lessingstraße 70, 1924-52 (Helga Zimmerer); S. 56: Positionsfoto (Thomas Neumaier); S. 57: Lorenz Nickl auf DKW, 1952 (Lorenz Nickl); S. 58: Schüler der Lessingschule, 2011 (Thomas Neumaier); S. 64: St. Konrad: Hochziehen der geschweißten Glocke, 1952 (Kajetan Irrenhauser); S. 66: Stefanie Roloff (privat); S. 67: Kindergarten der St. Konrad-Kirche im alten Pfarrsaal, 1954 (Kajetan Irrenhauser); S. 68/69: Luftbildaufnahme Konradviertel, 2011 (Stadtarchiv Ingolstadt / Foto Schalles); S. 70: Karte der Unterbezirke der Stadt Ingolstadt (Stadt Ingolstadt Stadtentwicklung und Statistik); S. 71: Skulptur Bruder Konrad in der Kirche St. Konrad von Bildhauer Eduard Graf (aus: Katholische Pfarrei St. Konrad/ Ingolstadt (Hrsg.): 50 Jahre Kirche St. Konrad, Ingolstadt 2002, S. 27); S. 72/73: Ausschnitt aus Plan zur Donaukorrektion östlich von Ingolstadt 1827 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 73: Hauptlaboratorium um 1900 mit Wasserturm (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 74: Pharus-Plan vor 1914 (Verlag Pharus-Plan); S. 75: Laboratoriumstraße, 1891 (Stadtarchiv Ingolstadt), Industriegleis Laboratoriumstraße (Sammlung Fegert); S. 76: Luftansicht „Deutsche Spinnereimaschinenbau-Aktiengesellschaft Ingolstadt“, Stich um 1925 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 77: Die 1000. Spinnereimaschine, um 1925 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 78/79: Hauptlaboratorium: Maschinenfabrik Stanzerei, 1924/25 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 80: Ziehpresse für Trommelschüsse im Hauptlaboratorium, 1924/25 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 81: Arbeitsplätze mi NS-Propganda an der Wand, 1934/35 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 83: Fahne der Rieter GmbH Ingolstadt vor Wasserturm (Rieter GmbH Ingolstadt); S. 84: Friedrich-Ebert-Straße mit Blick auf die Gaststätte Stiefelwirt, 1967 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 85: Ausschnitt aus Pharus-Plan, um 1919 (Verlag Pharus-Plan), Postkarte „Gruß aus dem Barackenlager“, geschrieben am 1. Februar 1916 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 86: Lageplan der Baracken auf dem ehemaligen Pionier-übungsplatz, vor 1920 (Stadtarchiv Ingolstadt), Plan der Baracke A als Notwohnung auf dem Pionierübungsplatz, 8. April 1920 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 87: Frauenunterkunft im Massenquartier, um 1917 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 88: Barackenlager mit Kinderschar auf dem ehemaligen Pionierübungsplatz, 1920er/30er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt), Kinderreiche Familie vor Baracke, 1920er/30er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 89: Baracken an der Goethestraße, 1920er/30er-Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt), Plan der Baracken am Horst-Wessel-Platz (heute Goetheplatz), Mai 1943 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 92: Uhlmannblock, 1930er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 93: Gemeinnütziger Wohnungsbau, Arbeiter auf dem Bau, um 1920 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 94: Ausschnitt aus Pharusplan, Aussehen des Konradviertels um 1932-1936 (Verlag Pharus-Plan); S. 95: Ausbau der Goethestraße 1950, (Stadtarchiv Ingolstadt), Goethestraße mit Heimgärten, 1929/30 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 96: Wohnblöcke an der Regensburger Straße, Mitte 1930er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 96/97: Bau der Siedlungshäuschen, 1934/35 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 98/99: Heimstättenvertrag, 1937 (Kajetan Irrenhauser); S. 100: Plan Stadtbauamt, 1930 (Helga Zimmerer); S. 101: Kleinsiedlung Unterer Taubenthaler Weg, 1930er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 102: Siedlerhaus, 1933 (Kajetan Irrenhauser), Gehege für Hasen (Kajetan Irrenhauser), Kinderschar am Oberen Taubenthaler Weg, 1936 (Kajetan Irrenhauser); S. 103: Bauplan eines Nebengebäudes mit Stallung und Waschhaus, 1924 (Helga Zimmerer); S. 104: Siedlung an der Geibelstraße, 1934/35 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 105: Postkarte Autobahn (Stadtarchiv Ingolstadt): S. 106: Pionierhölzl, 2011 (Thomas Neumaier); S. 106/107: Schießstand am Pionierhölzl (Evi Hummel); S. 109: Gasthaus zum Pionierübungsplatz, ca. 1917 (Evi Hummel);

S 111: Kleinsiedlung Unterer Taubenthaler Weg, 1930er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 112: Georgine Putschögl mit Mutter und Schwester beim Schlittenfahren, 1930er Jahre (Georgine Putschögl); S. 114: Sportplatz beim Hauptlaboratorium, um 1900 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 115: Staffellauf 28. Juni 1933 auf dem Gelände an der Rückertstraße (Kajetan Irrenhauser), Fußballspiel, 1950er Jahre (Kajetan Irrenhauser); S. 116: Bezirkssporthalle, 2011 (Thomas Neumaier), S. 118: Sitzen unter Weiden in den Donauauen, 1930er Jahre (Georgine Putschögl); S. 118/119: Donauauen, 2011 (Thomas Neumaier); S. 120: Ausschnitt aus Pharus-Plan, um 1939 (Verlag Pharus-Plan); S. 124: Orientation Plan DP Camps (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 125: Goethestraße 127-135, 1950 (Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH); S. 126: Postkarte: Hochhäuser an der Goethestraße, 1960er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 128: Hotel Europa, 1964 (Donaukurier-Archiv); S. 129: Hochziehen der Glocke der St. Konrad-Kirche, 1952 (Kajetan Irrenhauser); S. 130: Jugendgruppe der Gemeinde St. Konrad mit Kaplan Schuster, Sommer 1952 (Kajetan Irrenhauser); S. 131: Grundsteinlegung für die St. Lukas-Kirche, Dekan Meinzold und Pfarrer Zimmer, 26.9.1953 (Gemeinde St. Lukas); S. 132: Luftbildaufnahme des neuen Schulgebäudes an der Lessingstraße, 1959 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 133: Lebensmittel Berger, 1937 (Max Kuttenreich); S. 134: Schaufenster der Bäckerei Kuttenreich, 1946/47 (Max Kuttenreich); S. 136: Das Kuttenreichsche Geschäft, Anfang der 1970er Jahre (Max Kuttenreich); S. 138: Goethestraße, um 1967 (Stadtarchiv Ingolstadt), Goethestraße, 1950er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 139: Baumaßnahmen in der Goethestraße, 1960er Jahre (Stadtarchiv Ingolstadt), Goethestraße, 1967 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 140: Viehmarkthalle (Fotobestand Mang & Zellner Architekten); S. 140/141: Luftbildaufnahme Konradviertel, ca. 1960-65 (Stadtarchiv Ingolstadt); S. 146/147: Der neu angelegte Donaustrand, 2011 (Reinhard Dorn); S. 148: Der neue Stadtteiltreff Konradviertel, 2011 (Ritchi Herbert); S. 149: Bunte Fassaden, 2011 (Gabriele Neumaier); S. 150: Modernes Wohnen an der Donau, 2011 (Gabriele Neumaier); S. 151: Jugendtreff am Nordpark, Fertigstellung 2008 (Helmut Bauer); S. 152/153: Schüler und Schülerinnen der Lessingschule, 2011 (Thomas Neumaier)

Literatur

Peter Baier: Arbeiter in Ingolstadt während des Ersten Weltkrieges. Dargestellt am Beispiel der Königlich-Bayerischen Geschützgießerei und Geschoßfabrik und des Königlich-Bayerischen Hauptlaboratoriums. Hausarbeit zur Erlangung des Magister Grades an der Ludwig-Maximilian-Universität München, Ingolstadt 1984

Leonhard Bergsteiner: Bayerischer Lazarettzug Nr. 2. Aus: Wagen. Das Archiv der deutschen Reisezug- u. Güterwagen. Erg. 21. U. 25. 2001/2002

Bericht: Vorbereitende Untersuchungen. Integriertes Handlungskonzept. „Soziale Stadt“ Konrad-Viertel und Hebbelstraße Stadt Ingolstadt, März 2006, Freiraumplanung: Wolfgang Weinzierl, Landschaftsarchitekten, Architektur und Städtebau: Mang und Zellner, Architekten BDA, Sozialraum und Beteiligungsprozess: 504 Kommunikation

Max Böhm: „Kulturwut“ – Von der Zähmung der Ingolstädter Donaulandschaft, in Stadt Ingolstadt, Stadtmuseum Ingolstadt, Deutsches Medizinhistorisches Museum, Bayerisches Armeemuseum (Hgg.): Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter, Ingolstadt 2000

Erfolgsbilanz Soziale Stadt im Konradviertel, Projekt Soziale Stadt 1.12.2006 – 30.11.2011, erstellt von Barbara Plötz, Quartiersmanagerin

ESV 1897 Ingolstadt (Hrsg.): Festschrift zur Fahnenweihe des ESV 1897 Ingolstadt-Nord, 14. September 1980

Hans Fegert: Zeitzeugenberichte zu den Luftangriffen auf das Konradviertel (1945), Auszüge aus den Büchern „Luftangriffe auf Ingolstadt“ und „Angriffsziel Ingolstadt“, ohne Seitenangabe

Hans Fegert: Alte Ansichten von Ingolstadt, 3K-Verlag, Kösching 1987

Hans Fegert: Luftangriffe auf Ingolstadt. Geheime historische Dokumente, Fotos und Zeitzeugenberichte aus den Jahren 1939 bis 1945, 3K-Verlag, Kösching 1989

Hans Fegert: Die Luftangriffe auf Ingolstadt und die Ankunft der Amerikaner, in: Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum Ingolstadt (Hgg.): Ingolstadt im Nationalsozialismus. Eine Studie. Dokumentation zur Zeitgeschichte, Band 1, Ingolstadt 1995

Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH (Hrsg.): Von der Mietwohnanlage mit Kleinwohnungen zur Einfamilienhaussiedlung für Kinderreiche und Behinderte, Ingolstadt 1980

Die Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH (Hrsg.): VdW-Bayern Forum Technik am 03.07.2008

Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft GmbH (Hrsg.): 75 Jahre „Gemeinnützige“ Ingolstadt. Wohnen für Generationen, Katalog zur Fotoausstellung in der Reithalle im Klenzepark 12. Bis 27. September 2009, espresso Verlag, Ingolstadt 2009

Grund- und Hauptschule an der Lessingstraße (Hrsg.): 50 Jahre Schulen an der Lessingstraße, Ingolstadt Mai 2010

Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, C.H. Beck, München 2001

Brigitte Huber: Wege aus der Stagnation – Ingolstädter Entwicklung zum überregionalen Wirtschaftsstandort / Teil 1, in Stadt Ingolstadt, Stadtmuseum Ingolstadt, Deutsches Medizinhistorisches Museum, Bayerisches Armeemuseum (Hgg.): Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter, Ingolstadt 2000

Werner Karl: Aufgewachsen in Ingolstadt in den 40er und 50er Jahren, Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2009

Katholische Pfarrei St. Konrad / Ingolstadt (Hrsg.): 50 Jahre Kirche St. Konrad, Ingolstadt 2002

Rudolf Koller: Ingolstadt baut auf. Ein Rechenschaftsbericht 1945-1960, Band 1, herausgegeben von der Stadt Ingolstadt, Ingolstadt ca. 1961

Rudolf Koller: Ingolstadt baut auf. Ein Rechenschaftsbericht 1960-1965, Band 2, herausgegeben von der Stadt Ingolstadt, Ingolstadt ca. 1966

Rudolf Koller: Ingolstadt plant und baut. Ein Rechenschaftsbericht 1966-1971, herausgegeben von der Stadt Ingolstadt, Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH, Stadt- und Kreissparkasse Ingolstadt, Ingolstadt ca. 1972

Rudolf Koller: Ingolstadt plant und baut 1972-1982. Ein Rechenschaftsbericht, herausgegeben von der Stadt Ingolstadt, Ingolstadt ca. 1982

Kunstverlag Jos.Bühn München (Hrsg.): Ingolstadt. Stadtchronik

Erich Maßl: Mir war'n scho wer! 110 Jahre Ingolstädter Gießereigeschichte, Creative Verlag, Ingolstadt 1996

Pfarrer i.R. Hanskarl Müller: Pfarrbeschreibung der Kirchengemeinde Ingolstadt-St. Lukas für die Jahre 1954 – 1972, Ingolstadt 1978

Hans Nauderer: Eingliederung und Wiederaufbauleistung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Ingolstadt, Ingolstadt 1986

Johann Renner: Ev. Kirchenchronik St. Lukas Ingolstadt – Großmehring, Großmehring 2003

Rieter Ingolstadt Spinnereimaschinenbau AG (Hrsg.): Sonderausgabe zum Jubiläum 200 Jahre Rieter 1795 – 1995, Ingolstadt 1995

Tobias Schönauer: Zwangsarbeiter in Ingolstadt während des 2. Weltkrieges. Dokumentation zur Stadtgeschichte, Band 6, herausgegeben von Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum, Ingolstadt 2005

Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft Ingolstadt (Hrsg.): 75 Jahre Textilmaschinenbau. Das Portrait eines Industriebetriebes, Verlag Donau Kurier, Ingolstadt 1958

Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG: Geschichte, Ingolstadt 1990

Stefan Schuch: Ingolstadt unter US-amerikanischer Besatzung 1945 bis Frühjahr 1948, in: Stadtarchiv, Wiss. Stadtbibliothek, Stadtmuseum Ingolstadt (Hgg.): Ingolstadt im Nationalsozialismus. Eine Studie. Dokumentation zur Zeitgeschichte, Band 1, Ingolstadt 1995

Stadt Ingolstadt (Hrsg.): Kleinräumige Statistiken zum 31.12.2010. Bevölkerung, Arbeit, Soziales, Wohnungen, Haushalte nach Stadtbezirken und Unterbezirken, Stadt Ingolstadt – Stadtentwicklung und Statistik, März 2011

TSV Ingolstadt Nord 1897 / 1913 e. V. (Hrsg.): Vereinsjournal, III./3. Quartal 2010

TSV Ingolstadt Nord 1897 / 1913 e. V. (Hrsg.): Festschrift zum 100-jährigen Vereinsbestehen, 400. Quartal seit der Gründung, II/97

Hildegard Wirthmüller: Ingolstädter Jugend unter dem Hakenkreuz 1933-1945, 3K-Verlag, Kösching 2008

Josef Würdinger: St. Josef Kirche (1917-1963), August 2000

Josef Würdinger, Zeitreise durch die Geschichte der Ingolstädter Stadtpolizei, 1312-1972/74. Vom Schergen zum Landespolizeibeamten. Historische Dokumente, Fotos, Zeitungsartikel und Zeitzeugenberichte, herausgegeben von „Polizei-Geschichte Region 10", Ingolstadt 2003

Zweckverband Donauhalle Ingolstadt (Hrsg.): Donauhalle Ingolstadt. Eröffnet am 20. November 1958. Redaktion: Rudolf Koller, Ingolstadt 1958.

Zeitungsartikel

Donaukurier 14./15.6.1958: Schubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft, Autor nicht genannt

Donaukurier 10.12.1959: Die neue Schule neben der neuen Kirche, Autor nicht genannt

Donaukurier 9.4.1964: Von der Hühnerfarm bis zum Hotel, Autor nicht genannt

Donaukurier Extrablatt 20.4.1966: Doppelmord und Selbstmord. Tragödie während des Fernseh-Krimis von Ingolf Otto

Donaukurier 31.7.1972: Zum Drink rumänische Folklore, Autor nicht genannt

Donaukurier 19.6.1984: 50 Jahre Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Ingolstadt GmbH, herausgegeben von der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft Ingolstadt GmbH

Donaukurier 21.8.1996: Wohungsbau der Traditionalisten: Die 30er Jahre von Rudolf Sturmberger

Donaukurier 22./23.4.2006: Doppelmord vor 40 Jahren erschütterte ganz Ingolstadt von Bernhard Pehl

Donaukurier 31.7./1.8.2010: Freiheit im Glashaus von Christian Rehberger

Evangelischer Gemeindebote November 1953

Evangelischer Gemeindebote Juni 1955: Aus der Baugeschichte unserer St. Lukas-Kirche

Ingolstädter Heimatblätter, Beilage zum Donaukurier, 64. Jahrgang / Nummer 7 /2001: Die Pfarrkirche St. Josef in Ingolstadt (1917-1963) von Josef Würdinger

Ingolstädter Heimatblätter, Beilage zum Donaukurier, 64. Jahrgang / Nummer 8 /2001: Die Pfarrkirche St. Josef in Ingolstadt (1917-1963), 1. Fortsetzung von Josef Würdinger

Ingolstädter Heimatblätter, Beilage zum Donaukurier, 65. Jahrgang / Nummer 3 /2002: Die Pfarrkirche St. Josef in Ingolstadt (1917-1963), 7. Fortsetzung und Schluss von Josef Würdinger

Ingolstädter Tagblatt, 3.9.1938: Ingolstadts Zubringer zur Reichsautobahn von Stadtbaurat Dr. Schwäbl

Neue Ingolstädter Zeitung 20.11.1918

Internetseiten

www.bruder-konrad.de/leben/leben.php

http://bundesrecht.juris.de/bvfg/index.html

www2.ingolstadt.de/showobject.phtml?La=1&object=txl465.888.1

http://rieter.com/de/textile/ueber-rieter-textile/niederlassungen/rieter-ingolstadt-gmbh/firmengeschichte/

www.sozialestadt.de/gebiete/gebietAnzeige.php?id=751

Zeitdokumente

Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1920, herausgegeben im Reichsministerium des Innern, Berlin, Reichsdruckerei

Reichsgesetzblatt, Teil 1, ausgegeben zu Berlin, den 27. November 1937, Nr. 129

Stadtgemeinde Ingolstadt: Verwaltungsbericht für 1935/36, 1936/37, 1937/38 mit 16 Diagrammen und 42 Bildern, erstellt von Stadtarchivar H. Kuhn, Dezember 1938

Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, Band 333, Stenographische Berichte von der 159. Sitzung am 12. April 1920 bis zur 180. (Schluß-)Sitzung am 21. Mai 1920, Berlin 1920, 175. Sitzung, Donnerstag, den 29. April 1920

Wirtschaftsplan der Stadt Ingolstadt, Erläuterungsbericht 1941

IMPRESSUM

Titelbild: Abbau des Krans am Ende der Bauarbeiten der St. Konrad-Kirche, 1951/52

1. **DAS FOTOALBUM**
   Kunstprojekt für einen Stadtteil
   von Thomas Neumaier

2. **Konradviertel**
   Geschichte(n) eines Stadtteils
   von Stefanie Roloff

Herausgeber:
Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH

Redaktion:
Stefanie Roloff

Wissenschaftliche Beratung:
Stadtarchiv Ingolstadt

Gestaltung:
Thomas Neumaier

Druck: Tengler Druck GmbH

© Copyright: 2011
Gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft Ingolstadt GmbH
Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdrucks, vorbehalten